L. angl.
15
1.

E. L. BULWER'S

sämtliche Werke.

Funfzehnter Band.

Aachen und Leipzig, 1835.
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer u. Somerhausen.)

E. L. Bulwer's
sämtliche Werke.

Fünfzehnter Band.

Der Gelehrte.

Aus dem
Englischen übersetzt von Louis Lax.

Erster Theil.

Aachen und Leipzig,
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer und Somerhausen.)

1835.

Der Gelehrte.

Aus
meinen Papieren;
vom Verfasser
des Pelham, Eugen Aram, England
und die Engländer, Letzte Tage von
Pompeji, u. s. w.

Aus dem Englischen übersetzt
von
Louis Lax.

Erster Theil.

Aachen und Leipzig,
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer und Somerhausen.)
1835.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Meinem

hochgeschätzten, vortrefflichen Freunde,

dem Obersten

D' Aguilar,

widme ich diese Bände.

E. L. Bulwer.

Hertford-Street, 20. April 1835.

Helene.

Ein Roman

von

Marie Edgeworth.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

3 Bände 8. geheftet 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Der Verlagshandlung gereicht es zur besondern Genugthuung, ihren Ausgaben vorzüglicher Romane dieses ausgezeichnete Werk der berühmten Englischen Schriftstellerin hinzufügen zu können. Gebildete Mütter werden dieses, durch seinen Inhalt eben so anziehende als lehrreiche Buch gern ihren erwachsenen, wie ihren heranblühenden Töchtern zum werthvollen Geschenk bestimmen.

„Aus diesem Spiegel strahlt der Wahrheit Licht."

Vorrede.

Ich übergebe dem Leser diese Bände mit großem Mißtrauen, und mit voller Ueberzeugung, daß sie einer Vertheidigung bedürfen. Eine Reihe von Aufsätzen, welche ich vor einiger Zeit in dem New-Monthly-Magazine unter dem Titel: „Unterredungen mit einem ehrgeizigen Gelehrten" bekannt machte, erregte viel Aufmerksamkeit zu ihren Gunsten, und ich bin seitdem oftmals aufgefordert worden, sie zu sammeln und wieder abdrucken zu lassen. Ich schob dies jedoch immer wieder auf, da es mir vorkam, als sei ihr

ernster, gemessener Charakter nicht geeignet, bei der Menge einen Anklang zu finden, der nur irgend der übermäßigen und enthusiastischen Meinung entsprechen konnte, welche einige Wenige von ihrem Werthe gefaßt hatten. Erst später, als ich mich entschlossen, gewisse Aufsätze und Erzählungen herauszugeben, fand ich ihren Gedankenflug in solcher Uebereinstimmung mit den erwähnten Unterredungen, daß ich die letztere (verbessert, etwas ausgeführter und unter dem veränderten Namen „der neue Phädon") doch damit einverleibte; ich versetzte sie jedoch an das Ende der Sammlung, damit der Leser sie nach Gutdünken berücksichtigen oder übersehen könne, gleich dem angefügten Wege durch ein Gehäge, bei dem er anhalten, oder durch welches er seine Wanderung fortsetzen kann, je nachdem ihn sein bisheriger Spaziergang angesprochen oder ermüdet hat.

Im Allgemeinen habe ich über die Tendenz sowohl dieser Unterredungen, als der verschiede-

nen andern Aufsätze, welche ihnen vorhergehen, und von denen einige ebenfalls schon bekannt sind, zu bemerken, daß sie mehr der poetischen, als der logischen Philosophie angehören, daß sie meist sich mehr an das Gefühl, als an den Verstand wenden, und zu ihrem Stoff vorzugsweise die Metaphysik des Herzens und der Leidenschaften gewählt haben, welche sonst häufiger in Dichtungen, als in bloßen Abhandlungen benutzt wird. Wäre der Titel nicht etwas zweideutig und affectirt geworden, so würde ich sie lieber „Kleine prosaische Gedichte" genannt haben; sie erzählen in Prosa, was gewöhnlich die Tendenz der Poesie ist. Ich gestehe, daß sie deshalb cum grano genossen werden müssen; daß sie mehr behaupten, als beweisen, und daß sie mehr für Die geeignet sind, welche mit den von ihnen ausgeführten Ansichten übereinstimmen, als für solche, die erst dazu bekehrt werden müßten. Bei den Abhandlungen ist das vielleicht noch mehr der Fall, als bei den Er-

zählungen, da in den letzteren die Moral oft schlichter ist, sich mehr an die Erfahrung der Vernunft hält, und nicht so sehr aus den Feinheiten und zarten Schattirungen der Gefühle abgeleitet ist. Kurz die Erzählungen umfassen das Wesen der Abhandlung eben so gut, als die Abhandlungen selbst, machen sich aber dabei die dramatische Form zu Nutze, um so desto eindringlicher und weniger langweilig Wahrheiten einzuprägen.

Obgleich einige Aufsätze dieser Bände bereits früher erschienen sind, so glaube ich doch, daß alle zusammen so ausgewählt und geordnet sind, daß sie ein ziemlich symmetrisches Ganze bilden, in welchem ein jedes für sich eine Einheit des Zweckes zu behaupten, und Einen allgemeinen Strom ethischen Gefühls und Glaubens ans Licht zu stellen sucht. Ja ich fürchte sogar, daß ich eben in meinem Wunsche, dieß recht vollständig auszuführen, mir gelegentlich eine Wiederholung habe zu Schulden kommen lassen, —

ein Fehler, der aber vielleicht unvermeidlich war, da ich nicht umhin konnte, die Folgerung der einen Abhandlung wieder bei den Problemen anzuführen, die in einer andern verfochten werden.

Es ist möglich, daß ich später (nach Beendigung eines historischen Werkes, an welchem ich jetzt arbeite, nachdem ich mich in verschiedenen Zwischenräumen schon seit Jahren damit beschäftigt habe) diesen Bänden einige gründlichere und bündigere Aufsätze hinzufüge, die in zwei neue Abtheilungen zerfallen würden, deren eine sich um gewisse Punkte der alten Gelehrsamkeit, die andere um Handel und Politik drehte. Aus diesem Grunde habe ich auch den jetzigen Titel gewählt, welcher nach Vervollständigung meines Planes besser hervortreten wird, als durch diese Bände, wenn man sie als ein abgesondertes Werk betrachtet.

Ich wiederhole, daß ich nur mit ungeheucheltem Mißtrauen, nach reiflicher Ueberlegung

und langem Anstande, mich entschlossen habe, diese Papiere dem Ausspruche des Publikums zu übergeben. Ich weiß sehr wohl, daß sie unbedeutend an sich sind, und daß Miscellen dieser Art sogar noch für unbedeutender gehalten werden, als sie wirklich sind — aber bei alledem regen sie einige Gedanken und Gefühle an, welche ich nicht ohne Nachwirkung erprobt zu haben wünschte; und die Erfahrung, aus welcher Jemand Nutzen gezogen zu haben glaubt, wird der Welt selten ohne einen, wenn auch nur schwachen Gewinn mitgetheilt.

Inhalt.

	Seite
Ueber den Unterschied zwischen Schriftstellern und dem Eindruck, welchen wir durch ihre Werke von ihnen erhalten	1
Monos und Daimonos; eine Legende	29
Ueber das Entschwinden der Jugend	53
Die Welt, wie sie ist; eine Erzählung	81
Knebworth	101
Die Wahl des Phylias	137
Der Genfersee	159
Die wahre Liebesprobe	201
Ueber den Mangel an Sympathie	223
Arasmanes	239
Ueber Kränklichkeit und die Trostgründe dagegen .	297
Das Schuldgefangenen-Gesetz; eine Erzählung nach Thatsachen	319
Die Uebersättigung	329

Ueber den Unterschied zwischen Schriftstellern und dem Eindruck, welchen wir durch ihre Werke von ihnen erhalten.

Ueber den Unterschied zwischen

Schriftstellern

und dem Eindruck, welchen wir durch ihre Werke von ihnen erhalten.

Dieses ist eine jener schwierigen und subtilen Fragen, welche bisher noch keiner literarischen Untersuchung gewürdigt wurden; sie steht mit zwei allgemein verbreiteten Vorurtheilen in Verbindung. Das erste derselben ist die Behauptung, als seien Schriftsteller verschieden von der Vorstellung, welche ihre Schriften von ihnen zu bilden geeignet sind; und das zweite liegt in der Voraussetzung, die Schriftsteller müßten gerade so beschaffen sein, als deren Leser sie sich zu denken belieben. Die Menschen verfahren hier in Beziehung auf Schriftsteller, wie in so vielen andern Dingen — sie äußern ihre

Ansichten, um ihre Erwartungen getäuscht zu finden. Wenn jedoch ein Schriftsteller die große Mehrheit seiner Leser täuscht, so folgt daraus noch nicht, daß es seine Schuld ist. Die meisten Menschen finden die Elginschen antiken Fragmente ihren Erwartungen nicht entsprechend. Weshalb? — weil sie das Leben darstellen — weil sie natürlich sind. Ihre Enttäuschung, wenn sie einem Mann von Genie näher treten, ist von derselben Art. Er ist ihnen zu natürlich — sie erwarteten, seinen Styl in seinen Kleidern wieder zu finden. Die Menschen wollen getäuscht sein, deshalb haben auch die Männer von Genie, welche den Vorstellungen der Mehrzahl in ihrem Aeußern und in der Darlegung ihres Ich entsprachen, jedesmal irgend eine Rolle gespielt — sie haben die Bewunderung der Menge durch Kunstgriffe gefesselt, die den Begriffen der Menge zugänglich waren — ihr Benehmen war berechnet und beruhte auf Vorspiegelungen — sie erschienen im gewöhnlichen Leben, als sei es eine Bühne. Eine solche Rolle spielten Pythagoras und Diogenes — Napoleon und Ludwig XIV (Letzterer war ein Mann von Genie, wenn auch bloß der zarten Schönheit seiner Komplimente wegen)

— Bolingbroke und Chatham (der nie anders als in seiner besten Perücke sprach, weil er dadurch mehr Eindruck zu machen glaubte) — und vor allen Engländern spielte diese Rolle Lord Byron. Diese letztern drei sind der Menge ganz besonders interessant geworden, nicht so sehr ihres Genies, als ihres Scharlatanismus wegen. Nur ein ungewöhnlich kräftiger Geist kann sich beruhigen, wenn er einen großen Mann auch zugleich natürlich und einfach findet. Im Korsaren findet sich in dieser Beziehung eine vortreffliche Stelle, auf deren besonderes Verdienst, so viel ich weiß, noch keiner von den Millionen Kritikern aufmerksam gemacht hat:

„Er eilt — schnell trägt sein Fuß ihn bis zum Strand,
Hier hemmt er seine Hast — ihm ist bekannt
Die Kunst, durch die dem Kühnen Herrschaft wird,
Und daß Verstellung nur zum Ziele führt. —
Er athmet tief des Morgens frische Luft,
Die neue Kraft ihm in die Glieder ruft —
Nothwendig schien ihm diese kurze Rast,
Daß nicht verstört er sei durch wilde Hast,
Daß würdig vor der Menge scheuem Blick

Er stattlich und gebietend kehrt zurück,
Denn Konrad wußte, daß die Menge will
Geleitet werden durch der Täuschung Spiel."

In diesen, bis in ihr innerstes Mark listige Lebensklugheit athmenden Zeilen werden die Kunstgriffe beschrieben, welche Anführer immer anzuwenden gezwungen wurden, die aber den Schriftstellern (Anführern einer andern Art) noch nicht so geläufig geworden sind. Deshalb sind sie einfach — deshalb täuscht sich in ihnen die Menge. Niemand fand sich getäuscht in dem Lord Londonderry, Viele aber in Walter Scott; — Niemand in Karl X., Viele in Paul Courrier; — Niemand in dem Erzbischof von — —; Viele in Wordsworth. Massillon wußte bei Hofe den Eindruck zu behaupten, den er auf der Kanzel gemacht hatte; er wußte seinen wohlklingenden Styl und seine schöne Person gleich vortheilhaft einzukleiden. Massillon war ein rechtlicher Mann, aber doch dabei ein Scharlatan; es war sein Beruf — denn er war auch ein guter Hofmann.

Dieses also ist der Unterschied zwischen den ausgezeichneten Schriftstellern und den ausgezeichneten Hofleuten; Erstere täuschen gewöhnlich die Menge, Letztere nicht; weil Jene in den

Künsten aufwachsen, welche Mängel verbergen, und die Mehrzahl verblenden, Diese aber nur den Wissenschaften leben, und keine andern Künste, als die der Composition kennen. — Es folgt also daraus, daß das Gefühl der Täuschung in Demjenigen, der es empfindet, gewöhnlich das Zeichen eines schwachen Geistes ist — eine thörichte, schülerhafte Gewohnheit, die alles Große nach dem Maßstab eines Marionettenspiels beurtheilt, und in einem großen Schriftsteller etwas ebenso Ungewöhnliches erwartet, als in der Kutsche des Lord-Major. Ich vernehme daher jedesmal das allgemeine Geschrei, ein großer Mann entspreche den Erwartungen nicht, die man sich von ihm gebildet habe, mit einer Art mißtrauischer Verachtung gegen die Personen, welche es äußern. Welchen Beruf haben sie überhaupt, ihn zu beurtheilen? — Zeigt ihnen Gog und Magog — und sie werden finden, was sie suchten. Ist es nicht in der That ein übermüthiges Unterfangen in der Masse armseliger Schwätzer, ein Urtheil über einen Mann fällen zu wollen, wenn sie kaum seine Werke, die doch nur ein Theil von ihm sind, verstehen können? Menschen, die durchaus nichts in Sir Isaak Newton's

Principia verstanden, noch verstehen konnten, hielten sich für vollkommen berufen, zu sagen, er sei ein ganz andrer Mann, als man sich ihn vorstelle. — In jedem Jahrhundert wird kaum ein guter Kritiker geboren; und doch glaubt jeder Narr, Personen kritisiren zu dürfen. — „Es gibt gewisse Leute“ — sagt Necker in einem seiner Fragmente — „die von unserm Paskal, von unserm Corneille sprechen. Ich bin jedesmal ganz erstaunt über diese Vertraulichkeit!“ —

Uebrigens glaube ich, daß in der Wirklichkeit weit weniger Unterschied zwischen dem Schriftsteller und seinen Werken ist, als man gewöhnlich voraussetzt; meistens entspricht er nicht dem Ideal, welches ein vernünftiger Mann sich von ihm gebildet, in seiner physischen Erscheinung, in seinem Benehmen —, seinem Aeußern, — seiner Persönlichkeit — selten in seinen geistigen Eigenschaften. Mir scheint es, als könne der Genius nur untergeordneter Art sein, der nicht unermeßlich erhaben ist über seine Werke — der nicht einen unerschöpflichen Gedanken-Reichthum in sich fühlt — Empfindungen und Einfälle, die er nie schriftlich niederzulegen Zeit genug haben wird. Er wird sterben, und

der Nachwelt, die sein Erbe ist, nur den tausendsten Theil seines geistigen Besitzes hinterlassen. Ich halte dieses eben von Personen, wie Lafontaine, die nur in einer eigenthümlichen Richtung sich auszeichnen, für wahr, von Männern, die scheinbar nur in einer, mit dem Gewande der Einfachheit umhüllten Idee leben, in jener Monomanie des Genius. Um so mehr aber muß es sich bestätigen von der Menge großer Autoren, die vielseitig und gewandt sind und in allen Richtungen sich versuchen, solche Männer können niemals in ihren eigenen zahllosen Leistungen ihren eigenen Anforderungen ganz genügen.

Also in den physischen, oder conventionellen, nicht in den günstigen Eigenschaften wird ein Schriftsteller unserm Ideal gewöhnlich nicht zusagen; dieser Punkt verdient wohl aufgefaßt zu werden. Jeder meiner Leser, der die Lebensbeschreibungen der Gelehrten genau verfolgt hat, wird zugeben, daß meine Behauptung durch Thatsachen bestätigt wird; und ich bin fest überzeugt, daß unzählige Leser, selbst von beiden Geschlechtern, weniger sich für Byron's Genie interessiren, seitdem sie in Lady Blessington's Journal gelesen haben, daß er eine Nankin-

Jacke und grüne Brillen trug. — Von solcher Art sind diese Enttäuschungen! — Nein! — in dem Geist eines Mannes ist jedesmal eine Aehnlichkeit mit seinen Werken begründet. Seine Helden sind vielleicht nicht ihm selbst gleich, aber sie werden gewissen Eigenschaften ähnlich sein, die er selbst in sich trägt. Die Gefühle, die er äußert, sind in diesem Augenblicke seine eigenen; — findet man sie in allen seinen Werken vorwaltend, so sind sie auch in seinem Geist überwiegend; sind sie in dem einen Werk, und werden in dem andern verläugnet, so bleiben sie deshalb doch Eigenthum des Verfassers, verrathen aber Mangel an Tiefe und Festigkeit des Gemüths. Die Werke allein stellen nicht den Charakter eines Mannes dar, aber sie sind der Inhaltsanzeiger jenes lebenden Buches.

Jeder weiß, wie vortrefflich Voltaire die Behauptung J. Baptiste Rousseau's widerlegte, daß Talent und Herzensgüte vereinigt sein müssen. — Der gelehrte Strabo, welcher den Irrthum Rousseau's theilte, sagt (lib. I): „Niemand kann ein guter Dichter sein, der nicht zuerst ein guter Mensch ist.“ — Dieses klingt paradox, und dennoch ist es nicht weit von der Wahrheit entfernt; — ein guter Dichter kann

vielleicht kein guter Mensch sein, aber er muß gewiß gute Anlagen haben, vor Allem jene, welche mit edlen Gesinnungen — mit erhabenen Handlungen — mit geistiger und irdischer Schönheit sympathisiren. Dieses reicht vielleicht nicht hin, um ihn zu einem guten Menschen zu machen — es kann im Leben selbst durch vielfache Gegenwirkungen aufgehoben werden, aber nicht in seinen schriftstellerischen Leistungen.. Hier erwacht sein besseres Ich, — hier gibt er sich ganz der Begeisterung hin, und dieser verdankt er edle und erhabene Eingebungen. Sterne war vielleicht hart und bitter gegen seine Frau, aber sein Herz war in dem Augenblick, da er Maria schrieb, zärtlich gestimmt. Ein abstoßendes Benehmen steht keineswegs im Widerspruch mit einer außerordentlichen Feinheit des Gefühls im Schreiben. Letzteres kann ebenso aufrichtig, als das Erstere schwer zu vertheidigen sein; vielleicht ist das Eine nur eine Folge, nicht aber ein Gegensatz des Andern. Die Sehnsucht nach dem Ideal, welche dem Gefühlsmenschen eigenthümlich ist, macht ihn unzufrieden mit den Menschen, die ihn umgeben, und dieselbe Nerven-Reizbarkeit, welche seine Gefühle erhöht, vermehrt auch seine Empfindlich-

keit. Was mich betrifft, so befremdet es mich so wenig, zu hören, Sterne sei ein heftiger und launenhafter Mann gewesen, daß ich es aus dem überreizten Ton seiner ernsthafteren Compositionen vielmehr vorweg geschlossen haben würde. Dieser Gegensatz zwischen großer Gefühls-Empfänglichkeit und abstoßendem Benehmen wird nicht bloß bei den Dichtern gefunden. Nero wurde durch die Klänge der Harfe aufs tiefste gerührt; und Plutarch erzählt uns, daß Alexander Pheräus, einer der grausamsten Tyrannen, bei der Darstellung eines Trauerspiels fast in Thränen zerfließen wollte; so daß derselbe Mensch, der den meisten Stoff für Trauerspiele geliefert hatte, am meisten durch deren Pathos angegriffen wurde!

Wer will jedoch behaupten, daß die Gefühle, welche solche Eindrücke hervorbrachten, selbst in solchen Männern nicht löblich und gut waren? — Wer, dem die dunkeln Höhlen des menschlichen Herzens nicht ganz unbekannt sind, wird es wagen, über den Gegensatz zwischen Handlung und Gefühl zu spotten, und nicht vielmehr ihn bedauern? — Solche Spötter sind seichte Witzlinge — ihr Spott ist ein Beweis ihrer Oberflächlichkeit. Es gibt dunkle Gefühle

im Menschen, die, wenn sie aufgeregt werden, die besseren Gefühle nicht zerstören, sondern nur für eine Zeit lang überwältigen — und den letzteren können wir in der Literatur, oder in rein geistigen Beschäftigungen, uns ausschließlich und ungehindert hingeben. Eine Leidenschaft besonders ist kränklichen Gelehrten eigen, und wenn sie auch bisher als solche wenig beobachtet worden, so ist sie dennoch der Grund vieler der größten Untugenden bei Gelehrten und zugleich bei Tyrannen; diese Leidenschaft ist das Mißtrauen, und ich glaube, man wird mir beistimmen, wenn ich es das charakteristische Kennzeichen kränklicher Gelehrten nenne. Ihre große Reizbarkeit macht sie zu empfindlich gegen Beleidigungen, — sie stellen sich ihre Feinde boshafter vor, als sie sind, — halten sich für mehr verläumdet, als es der Fall ist. — Sie fürchten immer getäuscht und betrogen zu werden, und zwar nicht bloß in der Literatur. Da sie wissen, daß sie in den Geschäften des gewöhnlichen Lebens unerfahren sind, so besorgen sie stets, man werde ihnen eine Falle legen; auch scheuen sie oft, ihrer Hülflosigkeit in dieser Beziehung sich bewußt, lächerlich gemacht zu werden. So belagert sie das Mißtrauen auf

allen Wegen und in allen Gestalten; dieses hält sie jetzt ab, edelmüthig, dann wieder freundlich zu sein, und indem jene traurige Untugend auf ein Gemüth wirkt, welches leicht Eindrücke annimmt, aber schwer sie wieder vergißt, so macht sie das ganze Benehmen des handelnden Mannes hart und abstoßend, macht jedoch ihre Wirkungen in literarischen Leistungen weniger bemerklich. Der denkende Mann hat dann nicht das Schreckbild eines Feindes vor sich — kein geldhungriger Geschäftsmann quält ihn — kein übelwollender Späher forscht seine Schwächen aus. Sein Geist wird wieder jung — was er schafft, ist sein wahres Ich — und die in dem wirklichen Leben zurückgewiesenen Gefühle dürfen in dem ideellen sich aussprechen. Es war die eingeborne Tugend, um eine Phrase aus dem Französischen zu borgen, welche in dem irre geleiteten Rousseau sprach, als er die Trefflichkeit der Tugend ausmalte. Es war die eingeborne Tugend, welche das Gemüth des Alexander Pheräus ergriff, da er über das Unglück auf der Bühne weinte, welches vor seinen Blicken vorbei zog. Kam bei Beiden die Zeit für Handlungen und für das wirkliche Leben, so wurden andere Leidenschaften aufge-

regt, und das Mißtrauen machte den Schriftsteller zu einem eben so verworfenen Menschen, als den Tyrannen.

So können die zärtlichsten Gefühle mit grausamen Handlungen in einer Person sich vereinigt finden, und doch wird die Auflösung des Räthsels dem Forscher nicht schwer sein, und wenn folglich das Leben eines Autors mit seinen Schriften nicht übereinstimmt, so können sie doch seinem inneren Wesen ganz entsprechen.

Dieses ist jedoch die nachtheiligste Auffassung des Gegenstandes, — und deshalb habe ich sie zuerst beleuchtet. Wie wenige Beispiele gibt es im Ganzen von jenem scheinbaren Gegensatz, dessen ich erwähnte, zwischen den Handlungen des Schriftstellers und seinen Werken; in den meisten Fällen sind sie in Uebereinstimmung — und alle Töne des herrlichen Instruments stehen im Einklang! — Man beobachte das Leben Schiller's, wie vollkommen seine Werke seinem lebendigen, reflectirenden, kühnen Genius entsprechen; das Feuer im Fiesko — das gedankenvolle Grübeln im Wallenstein — sind seinem eigenen Charakter verwandt. — Walter Scott und Cobbett — welcher Gegensatz! —

Hätte Cobbett's Leben das Scott's — oder Scott's Charakter der Cobbett's sein können? — Man kann den Charakter der meisten Schriftsteller in ihren verschiedenen Werken lesen, als seien diese für Selbstbiographien beabsichtigt gewesen. Warburton! — welche Darstellung des stolzen und bittern Bischofs, in seinen stolzen und bittern Büchern! — Sir Philipp Sidney*) ist die in Handlung gesetzte Arkadia; — der weise und menschenfreundliche Fenelon — der sentenzenreiche und erhabene Corneille; — der träumerische und kaum verständliche Shelley; — die pompöse Kraft Johnson's, mit seinen Vorurtheilen und seinem gesunden Verstande, seiner Eifersucht und seiner Milde, seinem rednerischen Schwulst in Geringfügigkeiten, und seiner starren Unabhängigkeit des Geistes, trotz seiner demüthigen Verehrung des Ranges; — Johnson zeichnet sich nicht weniger in seinem Ramblet, dem Rasselas, den Lebensbeschreibungen der Dichter, der Taxation no Tyranny, als in sei-

*) „Poesie in Handlung gesetzt" drückt sich Campbell in Beziehung auf Sidney's Leben aus; es ist wahr, aber man muß sich die Poesie der Arkadia darunter denken.

nem breiten Armstuhl bei Mistreß Thrales, in seiner einsamen Kammer in dem finstern Hofe der Fleetstreet, oder in seinem löwenhaften Uebermuth gegen den ängstlichen Boswell. Wie erkennt man in der Leichtigkeit und der Tiefe — dem Excentrischen und dem hausbackenen Verstande — der Alles umfassenden Sympathie mit der Menschheit im Ganzen, der Abwesenheit fast jeder Sympathie mit ihren geringfügigeren Verhältnissen und engeren Verbindungen — wie erkennt man in diesen Zügen, welche die Schriften Bertham's charakterisiren, den weisen Sonderling, den wohlwollenden und leidenschaftslosen alten Mann! — Ich könnte lange fortfahren, diese Belege aufzuzählen; — Dante, Petrarca, Voltaire bieten sich, indem ich schreibe, meinem Gedächtniß dar — aber es reicht hin, sie zu nennen, um den Leser zu erinnern, daß, wenn er ihre Charaktere kennen lernen will, er nur ihre Werke zu lesen braucht. Es gewährte mir viele Freude, das Leben Paul Louis Courrier's zu verfolgen, des glänzendsten politischen Schriftstellers, den Frankreich jemals besaß — und mich zu überzeugen, in welchem festen Einklang es mit dem Charakter seiner Schriften steht. Als ich vor einiger Zeit zu Paris mich

mit mehreren seiner Freunde unterhielt, waren sie erstaunt, mich so genau von seinem Charakter unterrichtet zu sehen. — „Sie müssen ihn gekannt haben,“ sagten sie. — „Nein, aber ich kenne seine Schriften.“ — Als er bei der italienischen Armee war, zeichnete er sich nicht durch Tapferkeit in seinem Beruf als Soldat aus, aber durch Entschlossenheit in der Verfolgung seiner antiquarischen Studien! — durchaus sorglos gegen die Gefahr, gab er sich unabhängig seinen eigenen Beschäftigungen hin — an denen der Andern nicht theilnehmend — ungerührt bleibend durch die Stimme gewöhnlichen Ehrgeizes — allein umher wandernd in den Ruinen des Alterthums — hundertmal Straßenräubern in die Hände fallend, eben so oft durch seine Gewandtheit sich aus ihnen befreiend, und mit derselben Sorglosigkeit stets wieder dieselben Zwecke verfolgend. In diesem Benehmen zeichnet sich derselbe Charakter, der in seinen Schriften mit fröhlicher Verachtung die ehrgeizigen Plane Anderer betrachtet — der denselben Trotz gegen die Bourbons und gegen Bonaparte behauptet — der, weniger der Verfolgung sich preisgebend, als der Subordination Hohn bietend, mit ruhigem Gleichmuth

seine eigene unabhängige und eigenthümliche Laufbahn verfolgt. — Ein Kritiker, der über Schriften sich aussprach, die einige Berühmtheit erlangt haben, bemerkte, daß sie zwei einander entgegengesetzte Ansichten des Lebens entwickelten; — die eine dem Ideellen und Erhabenen — die andere dem Irdischen und Zynischen sich nähernd. Der Kritiker meinte: „dieses möge daher kommen, daß der Verfasser zwei verschiedene Charaktere habe — ein weniger ungewöhnlicher Umstand, als die meisten Menschen glaubten." Es liegt tiefe Wahrheit in dieser Bemerkung. Ein Schriftsteller hat gewöhnlich zwei Charaktere, — der eine bezieht sich auf seine Einbildungskraft, der andere auf seine Erfahrung. Dem einen verdankt er alle seine höheren Schöpfungen, mit dessen Hülfe verklärt und verfeinert er Alles; mit dem andern bildet er seine irdischen Gestalten und seine Aphorismen weltlicher Klugheit. Dem einen verdanken wir — glänzend doch fast undeutlich gezeichnet — die Rebekka im Ivanhoe — der andere schuf — listig und selbstsüchtig — den Andrew Faiservice im Rob Roy. Das Original der ersteren braucht nie in der Wirklichkeit vorhanden gewesen zu sein — ihre Elemente gehören dem

Ideal an — aber der letztere war durchaus die Frucht der Erfahrung, und entweder nach einem wirklichen lebenden Wesen gezeichnet, oder unbewußt nach mehreren gebildet. Im Shakespeare dringt derselbe zwiefache Charakter sich auf. Das erhabenste Ideal wird fortwährend mit den genauesten Nachbildungen des gewöhnlichen Lebens vereinigt — Shakespeare hatte eine Miranda gesehen — aber er hatte sein Glas mit dem ehrlichen Stephano getrunken. Jeder Charakter bezieht sich auf eine besondere Ansicht des Lebens — der eine (um zu meinem Gegenstand zurückzukehren) die Schöpfung der Einbildungskraft, der andere die der Erfahrung. Diese Widersprüche in den Charakteren — welche so oft den Forscher irre geführt haben, lassen sich, denke ich, so leicht erklären, und die scheinbaren Gegensätze in der Tendenz eines Werkes sich durch die verschiedenen Richtungen in dem Geist des Schriftstellers leicht auflösen. Je mehr ein mit Einbildungskraft begabter Mann von der Welt sieht, desto auffallender werden jene Gegensätze sich bemerkbar machen.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen — wenn auch die folgende Bemerkung eine Episode der in meinem Titel bezeichneten Unter-

suchung ist — ohne darauf aufmerksam zu machen, daß die der Erfahrung nachgebildeten Charaktere — meistens die weltlichen und humoristischen — nothwendigerweise in lebhafteren und deutlicheren Farben erscheinen, als die durch die Einbildungskraft geschaffenen. Deshalb haben auch oft oberflächliche Kritiker die humoristischen und irdischeren Charaktere eines Schriftstellers für seine besten erklärt — wobei sie aber vergaßen, daß die Unbestimmtheit der ideellen Charaktere nicht allein in der Natur aller bloß der Einbildungskraft entsprungenen Schöpfungen liegt, sondern auch ein Beweis von der Begeisterung und Gewalt dieser Geistesrichtung ist. Der am nebelhaftesten und zerfließendsten gezeichnete Held Scotts ist der Meister von Rabenswood, und doch ist dieses vielleicht in der Ausführung und Erfindung sein glänzendster Charakter. Jene grellen Farben und bestimmten Umrisse, welche die Blicke der Menge fesseln, gehören mehr den niederen Schulen der Kunst an. Wir wollen ein Werk — das größte, welches die Welt in dieser Schule besitzt, und in dem die Lebens-Aehnlichkeit der Charaktere bis in Fleisch und Blut dringt — ich meine Tom Jones — mit Hamlet vergleichen. Die Haupt-

Charaktere in Tom Jones sind alles sichtbare, essende, trinkende und gähnende Wesen; die im Hamlet sind dunkel, geheimnißvoll, zerfließend — wir können sie mit den gewöhnlichen irdischen Bedürfnissen und Zwecken nicht in Verbindung uns denken — sie sind

„Dem Leben gleich — doch leblos — schrecklich anzusehn,
„Wie die Gestalt, die uns um Mitternacht
„Aus der Tapete starr ins Auge blickt.“ —

Wer wird aber behaupten wollen, daß die Charaktere in Tom Jones besser gezeichnet sind, als die im Hamlet — oder daß zu den höchsten Leistungen nach der Wirklichkeit mehr Kunst erfordert wird, als zu denen der Einbildungskraft? — Es gibt aber manche Personen, die im Geheim wünschen, daß Hamlet eben so dicke Waden hätte als Tom Jones! — Diese sind es auch, welche Lara als nebelhaft tadeln — da gerade diese Unbestimmtheit dem Gedicht das einzige Interesse mittheilte, dessen es fähig war. Nach solchen Kritikern müßte Maritorne's eine gelungenere Schöpfung sein, als Undine.

Man wird bei humoristischen Autoren bemerken, daß sie oft die Thorheiten selbst mehr oder weniger besitzen, welche sie am meisten lä-

cherlich machen. Cervantes hatte Vieles vom irrenden Ritter — Sir Georg Etherege war unverkennbar der Fopling Flatter seiner eigenen Satyre; — Goldsmith war eben so keck gegen Kammermädchen, und eben so schüchtern gegen vornehme Damen, als er in seinem vortrefflichen Lustspiel es verewigt hat; — und die antiquarischen Launen Jonathan Oldbuck's fanden sich auch in dessen Verfasser. Das Vergnügen, oder die Unannehmlichkeiten, welche unsre eigenen Schwächen uns veranlassen, gehen hinlänglich in unsre Natur über, um hier oder da auch in unsren Schriften wieder hervor zu treten.

Ich glaube, ein französischer Schriftsteller hat irgendwo bemerkt, daß in unserm Charakter etwas liegt, welches nirgends, als in unsren Schriften hervortritt. Ja, Alles, was dem Idealen angehört — unsre Sehnsucht nach dem Ueberirdischen — die Visionen unsrer Begeisterung — unsre Träume von der vollkommensten Tugend — die ganze celata Venus, welche auf dem einsamen Ida unsres Herzens wohnt — wer könnte diese zarten Geheimnisse irdischen und körperlichen Zuhörern mittheilen — wer könnte vor einem kalten, gleichgültigen Zuschauer die geliebten und verehrten Bilder versunkener

Wünsche und getäuschter Hoffnungen so gänzlich entschleiern? —

Euer bester Freund würde in der That, wenn Ihr ihm die Hälfte von dem erzähltet, was Ihr zu Papier bringt, Euch in das Gesicht gähnen, oder für einen Narren halten. Würde es Rousseau wohl möglich gewesen sein, die thränenvollen Ergüsse seiner Rêveries einem lebenden Wesen ernsthaft mitzutheilen? — Hätte Shakespeare die wilden Bekenntnisse in seinen Sonetten wohl seinen Freunden in der „Seejungfer" vorbringen können? — Würden wir irgend eine Kenntniß von dem Charakter Milton's in dessen Jugend haben — von seiner glänzenden, krystallhellen Reinheit — wenn er den Komus nicht geschrieben hätte? — Die Schriftsteller sind die einzigen Menschen, welche wir jemals wirklich und genau kennen lernen, — die andern Menschen sterben, und ihr Charakter wird bloß oberflächlich verstanden. Allerdings wird, wie ich bereits vorhin bemerkte, von einem Schriftsteller vielseitigen und fruchtbaren Geistes Vieles von seinem heiligsten Ich nie ganz entschleiert, — doch wissen wir wenigstens, welche Art von Metall in der Mine zu finden gewesen

sein möchte, wenn auch noch nicht alle Schätze zu Tage gefördert wurden.

Um nun, was ich bisher entwickelte, zusammen zu fassen, so ist nicht allein die gewöhnliche Ansicht, daß der Charakter der Schriftsteller ihren Werken nicht entspreche, weit entfernt, in der Wahrheit begründet zu sein — sondern ihre Schriften gewähren sogar dem fleißigen Forscher ihre genaueste und vollständigste Bekanntschaft, — und einen weit schätzbareren und aufklärenderen Beitrag, als der Text selbst, zu ihrer Lebensbeschreibung. Aus dieser Thatsache können wir die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Bestandtheile des menschlichen Geistes beurtheilen, wenn auch die Harmonie dieser Bestandtheile oft so schrecklich verletzt wird. Es scheint jedoch, daß — trotz der wirklich bestehenden Aehnlichkeit zwischen dem Buch und dem Mann — die Menge fortwährend sich selbst täuschen wird, weil sie an Aeußerlichkeiten hängt; — und weil der Mann das Buch nicht vermöge seines Gesichts, oder seiner Kleider, oder seines Benehmens, sondern vermöge seines Geistes geschrieben hat. — Wer daher erklärt, daß die Persönlichkeit des Schriftstellers seinen Erwartungen nicht entsprochen habe, der verräth

gewöhnlich nur seinen eigenen Mangel an Urtheilskraft und das Geheimniß seiner Ueberschätzung des pantomimischen Effects. Außerdem wird es aus diesen Bemerkungen sich ergeben, daß derselbe Schriftsteller oft zwei Charaktere vereinigt — von denen der eine wesentlich der Poesie, der andere dagegen der Erfahrung des Lebens angehört; und daß dadurch manche scheinbare Widersprüche und Gegensätze in seinen Werken sich leicht auflösen lassen; — und ferner, daß das Buch, weit davon entfernt, dem Verfasser nicht zu entsprechen — Euch (und wäret Ihr auch sein nächster Verwandter, sein theuerster Freund — sein Weib — seine Mutter) eine weit genauere und vollständigere Kenntniß des Charakters seines Geistes gewährt, als habe er jenes Buch nicht geschrieben.

„Hae pulcherrimae effigies et mensurae.“

Jede Biographie bestätigt diese merkwürdige Thatsache! Wer verwundert sich mehr, als die Verwandten eines Mannes, wenn er seinen Genius, welches der Geist und das Mark seines Charakters ist, der Welt dargelegt hat? Wäre Alfieri oder Rousseau im 30sten Jahre gestorben, was würden Alle, die Jeden von ihnen per-

sönlich kannten, uns über sie mitgetheilt haben? Hätten sie uns auch nur die leiseste Andeutung ihrer Charaktere geben können? — Gewiß nicht. Der Geist eines Mannes offenbart sich so sehr in seinen Talenten, als in seinen Tugenden. Ein Parlamentsrath in Frankreich hatte einen Bruder, der sich mit Mathematik beschäftigte. — „Wie unwürdig" — sagte Jener — „ist es doch des Bruders eines Raths des Parlaments der Bretagne, ein Mathematiker zu werden!" — Dieser Mathematiker war Descartes! Was würden wir von dem Charakter Descartes wissen, wenn wir voraussetzen, er habe seine Wissenschaft aufgegeben, und sein Bruder (von dem man doch geglaubt haben würde, er könne von seinem Leben und Charakter am Besten unterrichtet sein) hätte seine Biographie geschrieben? — Eine Bemerkung, die uns belehrt, welcher Werth auf Biographien überhaupt im Allgemeinen zu legen ist.

sönlich kannten, und über sie mitgetheilt haben? Hätten sie uns auch nur die leiseste Andeutung ihrer Charaktere geben können? — Gewiß nicht. Der Geist eines Mannes offenbart sich so sehr in seinen Talenten, als in seinen Zügen. Ein Parlamentsrath in Frankreich hatte einen Bruder, der sich mit Mathematik beschäftigte. — „Wie unwürdig" — sagte Jener — „ist es doch des Bruders eines Raths des Parlaments der Bretagne, ein Mathematiker zu werden!" — Dieser Mathematiker war Descartes! Was würden wir von dem Charakter Descartes's wissen, wenn wir voraussetzen, er habe seine Wissenschaft aufgegeben, und sein Bruder (von dem man doch geglaubt haben würde, er könne von seinem Leben und Charakter am Besten unterrichtet sein) hätte seine Biographie geschrieben? — Eine Bemerkung, die uns belehrt, welcher Werth auf Biographien überhaupt im Allgemeinen zu legen ist.

Monos und Daimonos.

Eine Legende.

Monos und Daimonos.

Ich bin von Geburt ein Engländer, verbrachte jedoch meine Jugendjahre in einem fremden, nördlicher gelegenen Lande. Ich hatte weder Bruder, noch Schwester; meine Mutter starb, als ich noch in der Wiege lag, und mein Vater ward mein einziger Gesellschafter, Hüter und Spielgenoß. Er war der jüngere Sohn eines alten, adligen Hauses: was ihn dazu bewog, sein Vaterland und seine Freunde zu verlassen, aller Gesellschaft zu entsagen und auf einem Felsen zu leben — ist eine Geschichte für sich, welche nichts mit der meinigen zu thun hat.

So wahr ein Gott lebt, ich glaube, daß die Geschichte, welche ich euch erzählen will, euere Aufmerksamkeit zur Genüge in Anspruch nehmen wird, ohne daß ich erst die Geschichte eines Andern zu Hülfe zu rufen brauche, um

ihre schönsten Züge einzuleiten, oder ihren unterhaltendsten Begebenheiten ein Interesse zu verleihen. Ich sagte also, daß mein Vater auf einem Felsen lebte — die ganze Gegend umher schien nichts als Felsen! — schwarze, öde, furchtbare Wüstenei; verkrüppelte Bäume, verdorrtes Gras; Höhlen, durch welche ein dunkler, wilder Strom, der nie das Sonnen- oder Sternenlicht, als durch die seltenen, gräßlichen Risse der gewaltigen Steinmassen über denselben gesehen hatte, schäumend und heulend in seinem glücklichen Laufe hineilte; ungeheure, mit Schnee bedeckte Klippen, auf denen die Raubvögel horsteten, die mit ihrem mißtönenden Geschrei süße, angenehme Musik zu dem Himmel aufschickten, der zu kalt und wüst schien, um nur eine Wolke über diese bleiche, graue, trostlose Fläche auszuspannen, das war der Charakter der Gegend, wo der Frühling meines Lebens hinsiechte. Das Klima, welches in den wärmeren Theilen von **** den neunmonatlichen Winter durch drei Monate eines scharf abgeschnittenen, herbstlosen Sommers ablöst, schien in der freundlichen, lieben Gegend, in welcher meine heimathliche Stätte lag, niemals sich zu verändern. Manchmal schmolz wol auf eine kurze Zeit der Schnee

in den Thälern, und die Ströme schwollen, und eine Art blauer, widriger, unnatürlicher Vegetation schien hier und da ein bittres Lächeln über einzelne kleine Stücke der ganzen Felsmasse zu verbreiten: aber auf diese Zeugnisse der wechselnden Jahreszeit beschränkten sich die Sommer meines Knabenalters. Mein Vater lebte den Wissenschaften — der Natur-Wissenschaft, — besaß aber nur geringe Kenntnisse in andern Zweigen; er lehrte mich Alles, was er wußte; den Rest meiner Erziehung flößte die Natur in einer wilden, rauhen Gestalt meinem Herzen durch stille, aber tiefe Lehren ein. Sie lehrte meine Füße springen, meinen Arm schlagen; sie hauchte Leben in meine Leidenschaften, und große Finsterniß über mein Gemüth; sie lehrte mich, mich an sie selbst in ihrer rauhesten, abstoßendsten Form anzuklammern und von allem Andern, von der Gesellschaft des Mannes, von dem sanften Lächeln des Weibes und der hellen Stimme der Kindheit, und von den Banden und Hoffnungen, den geselligen Verhältnissen und den Zwecken des menschlichen Daseins mich zurückzuhalten. Selbst auf jenem düstern Felsen und unter dem unfreundlichen Himmel hatte ich Genüsse, die dem schalen Geschmack der Städte,

oder denen, welche ihre Wonne in einer Luft von Wohlgerüchen und in einem Lande der Rosen suchen, fremd sind! Was waren dieß für Genüsse? Sie hatten Myriaden von Schattirungen und Wechseln, aber sie hatten nur Einen gemeinschaftlichen Namen. Was waren dies für Genüsse? Die Einsamkeit!

Mein Vater starb, als ich achtzehn Jahr alt war; ich war dem Schutz meines Onkels überwiesen und begab mich nach London. Ich kam dort an, kühn und düster, ein Reicher an Kraft und Gliedern, und nach der Ansicht derer, die mich umgaben, ein Wilder in Benehmen und Gemüth. Sie würden über mich gelacht haben, hätten sie mich nicht gefürchtet; sie wollten mich ändern, aber ich verwandelte sie; ich warf einen Nebel über ihre Freuden und eine Wolke über ihre Versammlungen. Obgleich ich wenig sprach, obgleich ich fremd und schweigend und theilnahmlos unter ihnen saß, schienen sie doch in meiner Gesellschaft zusammenzuschrumpfen. Es konnte Niemand mit mir leben, und sich glücklich oder behaglich fühlen! Ich fühlte es und haßte sie, weil sie mich nicht lieben konnten. Drei Jahre gingen vorüber — ich wurde mündig — ich verlangte mein Vermö-

gen. — Voll Verachtung des gesellschaftlichen Lebens, und mich von neuem nach Einsamkeit sehnend, beschloß ich, nach jenen fernen, unbevölkerten Ländern zu reisen, von denen, wenn Jemand in sie eingedrungen, noch Niemand zurückgekehrt ist, um sie zu beschreiben. So nahm ich Abschied von ihnen allen, Vettern und Tanten, und als ich zu meinem alten Oheim kam, der mich weniger, als einer, geliebt hatte, so nahm ich seine Hand mit einem so freundlichen Griffe, daß ich überzeugt bin, das zarte, adelige Glied ist von dem an nicht mehr zu seinen gewöhnlichen Geschäften geneigt gewesen.

Ich begann meine Pilgerschaft — ich drang in die brennenden Sandebenen — ich durchzog die ungeheuren Wüsten — ich kam zu den unermeßlichen Wäldern Afrikas, die nie ein menschlicher Fuß betreten, wo nie eine menschliche Stimme die hohe, schauerliche Feier gestört hat, welche über einer großen Einsamkeit ruht, wie sie über dem Chaos geruht hatte, ehe die Welt entstand! Dort keimt und vergeht die ursprüngliche Natur, unverändert und ungehemmt durch die Zuckungen der übrigen Welt; der Saame wird zum Baum, lebt seine ungezählten Jahre durch, fällt und fault und vermodert und ver-

schwindet; dort rückt die langsame Zeit vor, unbeachtet in ihren mächtigen und stummen Veränderungen, außer von dem wandernden Löwen, oder jener gewaltigen Schlange, die hundertmal größer ist, als die winzige Boa, welche sich Reisende gesehen zu haben rühmen. Dort auch vernahm ich, als ich am sengenden Mittag unter dem schweren, dichten Schatten lag, ein Getrampel wie von einem Heere, und das Krachen und Stürzen der starken Bäume, und durch die verschlungenen Zweige sah ich das Behemoth auf seinem furchtbaren Wege hinziehen, die Augen glühend wie die Sonne, und die weißen Zähne gebogen, und schimmernd in dem gräßlichen Rachen, wie krystallene Pfeiler in einer Höhle schimmern; das Ungeheuer, dessen Heimath nun diese Wüsten sind, und das nie, seit die Wasser von der Dädalischen Erde abgeströmt sind, dem staunenden Blicke eines Menschen, außer dem meinigen, erschienen ist! Jahre schwanden dahin, aber ich zählte sie nicht; sie wurden mir nicht zugemessen durch die Bezeichnungen der Menschen, noch mir zuwider gemacht durch die Wechsel ihres erbärmlichen Lebens, und den Anblick ihrer gemeinen Arbeit. Jahre schwanden, dahin und meine Jugend reifte

zur Männlichkeit, und die Männlichkeit ergraute unter dem ernsten Froste des Alters; da überfiel mich eine unruhige und ungewisse Stimmung, und ich sprach in meinem thörichten Herzen: „Ich will noch einmal auf die Züge meines Geschlechtes blicken!“ Ich kehrte um auf meinen Schritten — ich zog wieder durch die Wüsten — betrat die Städte — nahm wieder das Gewand der Menschen an, denn bis dahin war ich nackt in der Wildniß gewesen, und das Haar war mir wie eine Hülle gewachsen. Ich begab mich nach einem Seehafen und segelte nach England.

In dem Schiffe befand sich ein Mann, aber nur Einer, der meine Gesellschaft nicht vermied, und vor dem Runzeln meiner Stirn nicht zurückwich. Es war ein seichtes, sonderbares Geschöpf, voll der Frivolität und des Egoismus und der Wichtigkeit Derer, für welche Städte eine Heimath und Geschwätz eine geistige Nahrung sind. Er bestand aus einem anstößigen, verletzenden Gewebe von kleinlichen und niedrigen Gedanken. Die einzige Gemeinheit, die ihm fehlte, war die Furcht. Es war nicht möglich, ihn in Schrecken zu setzen, ihn zum Schweigen zu bringen oder ihm auszuweichen. Er

suchte mich überall auf; er war für mich wie ein Pflaster, das keine Gewalt abreißen konnte; meine Seele erlahmte, wie meine Augen ihn erblickten. Er war meinem Gesichte, wie die Geschöpfe, welche gerade wegen ihrer Widerlichkeit uns eben so furchtbar als verächtlich erscheinen. Ich schmachtete danach, ihn, wenn er mich anredete, erwürgen zu können! Ich hätte oft gern Hand an ihn gelegt, und ihn in die See zu den Haifischen geschleudert, welche mit Luchsaugen und offenem Rachen Tag und Nacht um das Schiff schwammen; aber zu Vieler Blicke ruhten auf uns, und ich beugte mich und wendete mich ab und schloß die Augen vor Ekel, und wenn ich sie wieder öffnete, siehe! da war er wieder an meiner Seite, und seine scharfe, behende Stimme zerkratzte mein widerwilliges Ohr! Einst wurde ich des Nachts durch das Geschrei und das Gefluche der Leute aus meinem Schlafe geweckt, und ich eilte auf das Verdeck: wir waren auf einen Felsen gestoßen. Es war ein furchtbarer, aber, o Christus! ein herrlicher Anblick! Still und ruhig schien der Mond — die See schlummerte in ihrem Sapphirglanze, und in der Mitte der schweigenden sanften Ruhe des Alls waren dreihundert

und funfzig Seelen im Begriff, von der Welt zu scheiden! Ich saß bei Seite und blickte hin und half nicht. Eine Stimme kroch wie das Zischen einer Natter in mein Ohr; ich wendete mich um und sah meinen Quäler; das Mondlicht fiel auf sein Gesicht, und es grinste von dem trunkenen Lächeln des Rausches, und sein fahles blaues Auge schimmerte und er sagte: „Auch hier wollen wir uns nicht trennen.“ Das Blut strömte kalt durch meine Adern, und ich würde ihn hinab in das Meer geworfen haben, welches jetzt schneller und immer schneller auf uns losstürzte, aber das Mondlicht schien auf ihn, und ich wagte nicht, ihn zu tödten. Aber ich wollte nicht dableiben, um mit den Übrigen unterzugehen, und ich sprang allein vom Schiffe und schwamm nach dem Felsen. Ich sah einen Hai nach mir schnappen, aber ich wich ihm aus, und einen Augenblick später hatte er genug, seinen Magen zu sättigen. Ich hörte ein Krachen und einen verwirrten, wilden Schrei der Angst, der Todesangst von dreihundertfunfzig Herzen, welche eine Minute später zur Ruhe gebracht waren, und ich sprach in meinem eignen Herzen mit einer hohen Freude: „Seine Stimme ist bei den übri-

gen, und wir sind getrennt!" Ich erreichte das Ufer und legte mich nieder zu schlafen.

Am nächsten Morgen öffneten sich meine Augen auf ein Land, das schöner war, als die Träume eines Griechen. Die Sonne war eben aufgegangen und lachte die silbernen Ströme und die Bäume an, die sich unter goldenen und purpurnen Früchten beugten, und die Thaudiamanten funkelten von einer mit Blumen bedeckten Flur, deren leisester Hauch eine Wonne war. Tausende von Vögeln, mit allen Farben eines nordischen Regenbogens auf ihren herrlichen, schimmernden Flügeln, erhoben sich von Gras und Baum und erfüllten die Luft mit Heiterkeit und Gesang; die See murmelte zu meinen Füßen, ohne eine Spur der vergangenen Vernichtung auf ihrer krystallenen Stirn; der wolkenlose, in klares, strahlendes Licht gebadete Himmel schickte seine Lüfte als einen Segen meinen Wangen zu. Ich erhob mich mit erfrischtem, leichtem Herzen; ich durchstreifte die neue Heimath, die ich gefunden; ich erklomm einen hohen Berg und sah, daß ich auf einer kleinen Insel war — sie hatte keine Spur von Menschen — und mein Herz schwoll, als ich umherblickend in meiner Freude ausrief: „Ich

bin wieder allein!“ Ich stieg den Hügel hinab, und noch hatte ich seinen Fuß nicht erreicht, als ich die Gestalt eines Menschen sich mir nähern sah. Ich blickte ihn an, und mein Herz füllte sich mit Sorge. Er kam näher und ich erkannte, daß mein verhaßter Verfolger dem Wasser entronnen war und jetzt vor mir stand. Er kam herauf mit seinem abscheulichen Lächeln und seinem blinzenden Auge, und er schlang seine Arme um mich — ich hätte noch lieber die klebrigen Ringe der Schlange an mir gefühlt — und er sagte mit seiner kratzenden, rauhen Stimme: „Ha! ha! Freund, wir werden doch noch zusammen sein!“ Ich warf ihm einen grimmigen Blick zu, sprach aber kein Wort. An der Küste war eine große Höhle, und ich ging hinab zu derselben und trat hinein, und der Mann folgte mir. „Wir werden hier so glücklich leben, rief er, und uns nimmer trennen!“ Und meine Lippe zuckte und meine Hand ballte sich unwillkührlich. Es war jetzt Mittag, und der Hunger überkam mich, und ich ging hinaus und tödtete ein Reh; und ich brachte es zurück und briet einen Theil davon an einem flackernden Holzfeuer, und der Mann aß, und schnalzte und lachte, und ich wünschte,

daß die Knochen ihn erwürgt hätten, und als er fertig war, sagte er: „Wir werden hier kostbare Tafel halten.“ Aber noch hielt ich Frieden. Endlich streckte er sich in einem Winkel der Höhle und schlief ein. Ich betrachtete ihn und sah, daß sein Schlummer schwer war, und ich ging hinaus und rollte einen gewaltigen Stein vor die Öffnung der Höhle, und nahm meinen Weg nach dem entgegengesetzten Ende der Insel: jetzt war das Lachen an mir! Ich fand eine andere Höhle, und machte mir ein Bett von Moos und Blättern, und zimmerte mir einen Tisch von Holz, und ich blickte hinaus aus der Mündung der Höhle, und sah das weite Meer vor mir und ich sagte: „Jetzt werde ich allein sein!“

Als der nächste Tag kam, ging ich wieder aus, und fing eine Ziege, und nahm sie mit und bereitete sie, wie zuvor; aber ich war nicht hungrig und konnte nicht essen, darum streifte ich umher und wanderte über die Insel: als ich zurückkehrte, war die Sonne beinahe untergegangen. Ich trat in die Höhle und auf meinem Bette und an meinem Tische saß der Mann, den ich in der andern Höhle lebendig begraben

zu haben glaubte. Er lachte, als er mich sah, und legte den Knochen hin, an dem er nagte.

„Ha! ha!" rief er, „Ihr habt mir einen schönen Streich spielen wollen, aber in der Höhle war ein Loch, das Ihr nicht gesehen habt, und da bin ich herausgekrochen, Euch zu suchen. Es war eben nicht schwer, denn die Insel ist klein, und jetzt, da wir wieder zusammen sind, wollen wir uns nicht mehr trennen!"

Ich sprach zu dem Manne: „Stehe auf und folge mir!" Also stand er auf, und die Speise, die er zurückließ, war ein Ekel in meinen Augen, denn er hatte sie berührt. „Soll dies Geschöpf ärndten, was ich säe?" dachte ich, und mein Herz drückte mich wie Eisen.

Ich stieg eine hohe Klippe hinan: „Blicke um Dich," sagte ich; „Du siehest den Strom, welcher die Insel durchschneidet; Du sollst die eine Seite bewohnen und ich die andere, aber nimmer soll derselbe Fleck uns aufnehmen, noch dasselbe Mahl uns nähren!"

„Das darf nicht sein!" antwortete der Mann, „denn ich kann das Reh nicht fangen, noch die Bergziege erhaschen; und wenn Ihr mich nicht speiset, so werde ich Hungers sterben!"

„Gibt es nicht Früchte", sagte ich, und

Vögel, denen Du Schlingen legen magst, und Fische, welche die See auswirft?“

„Aber,“ sagte der Mann lachend, „aber ich habe sie nicht so gern, wie das Fleisch der Rehe und Ziegen!“

„So blicke auf,“ sagte ich, „an dem grauen Steine dort, an der anderen Seite des Stroms, werde ich jeden Tag ein Reh oder eine Ziege niederlegen, so daß Du die Nahrung haben magst, die Du liebst; aber kömmst Du jemals über den Fluß und betrittst mein Königreich, so erschlage ich Dich, so gewiß die See murmelt und der Vogel fliegt!“

Ich stieg die Klippe hinab und leitete den Mann an den Rand des Stromes. „Ich kann nicht schwimmen,“ sagte er; so nahm ich ihn denn auf meine Schultern, trug ihn durch das Wasser und fand eine Höhle für ihn, und machte ihm ein Bett und einen Tisch, gleich dem meinen und verließ ihn. Als ich wieder auf meiner Seite des Flusses war, sprang ich vor Freude, und erhob meine Stimme und sagte: „Jetzt werde ich doch allein sein.“

So vergingen zwei Tage und ich war wirklich allein. Am dritten ging ich meiner Jagd nach: der Mittag war heiß und ich war müde,

als ich zurückkehrte. Ich trat in die Höhle und sah den Mann auf meinem Lager liegen. „Ha! ha!" rief er, „hier bin ich; es war so einsam bei mir, daß ich wieder zurückgekommen bin, um mit Euch zu leben!"

Ich blickte den Mann finster an und sagte: „So gewiß die See murmelt und der Vogel fliegt, werde ich dich erschlagen!" Ich ergriff ihn mit meinen Armen, ich riß ihn von meinem Bette, ich trug ihn hinaus in die freie Luft, und wir standen zusammen auf dem glatten Sande, neben dem großen Meere. Plötzlich überkam mich eine Furcht; mich erschütterte die Weihe des stillen Geistes, welcher in der Einsamkeit herrscht. Wären Tausende um uns hergestanden, ich hätte ihn vor ihnen Allen erschlagen. Ich zagte jetzt, weil wir allein in der Oede waren mit dem Schweigen und Gott! Ich ließ ihn los. „Schwöre," sagte ich, „daß Du mich nie mehr belästigen willst; schwöre, daß Du die Gränze unsers beiderseitigen Aufenthaltes nicht wieder übertreten wirst, und ich tödte Dich nicht!" „Ich kann nicht schwören," antwortete der Mann; „ich will lieber sterben, als mir das gebenedeite Angesicht des Menschen verschwören, und ist es auch nur das eines

Feindes!" Bei diesen Worten erwachte meine Wuth wieder; ich schleuderte den Mann zu Boden, und setzte meinen Fuß auf seine Brust, und legte meine Hand an seinen Nacken, und er wand sich einen Augenblick — und war todt! Ich war entsetzt; und als ich auf sein Gesicht blickte, glaubte ich, es belebe sich wieder; mir war, als starre mich das kalte, blaue Auge an, und das abscheuliche Grinsen verziehe wieder den bleichen Mund, und die Hände, welche im Todeskampf sich in den Sand gewühlt hatten, streckten sich gegen mich aus. Und ich trat noch einmal auf seine Brust, und ich grub ein Loch an dem Ufer und bestattete die Leiche. „Und jetzt", rief ich, „bin ich endlich allein". Und da durchdrang mich das wahre Gefühl der Einsamkeit, das unbestimmte, unbehagliche, ziellose Gefühl der Verlassenheit. Und es schauderte mich — es schauderte mich durch jedes Glied meines Riesenkörpers, als ob ich ein Kind gewesen wäre, das im Finstern zittert; und das Haar sträubte sich mir, und mein Blut erstarrte, und ich wäre nicht eine Minute länger an diesem Platze geblieben, und hätte ich dafür wieder jung werden können. Ich wendete mich ab und floh — floh um die ganze Insel herum, und

knirschte mit den Zähnen, wenn ich an die See kam, und sehnte mich nach einer unendlichen Wüste, damit ich nur immer weiter fliehen könnte. Mit Sonnenuntergang kehrte ich zu meiner Höhle zurück; ich setzte mich nieder in einen Winkel meines Bettes und bedeckte mein Antlitz mit beiden Händen — mir war, als hörte ich ein Geräusch; ich schlug die Augen auf und, so wahr ich lebe, ich sah an dem anderen Ende des Bettes den Mann, den ich erschlagen und begraben hatte. Da saß er, sechs Fuß von mir und winkte mir zu, und sah mich an mit seinen fahlen Augen und lachte. Ich stürzte aus der Höhle — ich lief in einen Wald — ich warf mich auf die Erde — mir gegenüber, sechs Fuß von meinem Gesichte war wieder das Gesicht des Mannes! Und mein Muth erwachte und ich sprach, aber er antwortete nicht. Ich versuchte ihn zu greifen, aber er entglitt meinen Händen und blieb mir immer gegenüber sechs Fuß entfernt, wie vorher. Ich legte mich nieder und drückte mein Gesicht in den Rasen und wollte nicht aufblicken, bis die Nacht kam und Finsterniß über der Erde war. Da erhob ich mich und kehrte zur Höhle zurück; ich legte mich nieder auf mein Bett, und der Mann lag

neben mir, und ich ward erzürnt und versuchte ihn zu fassen, wie früher, aber ich konnte nicht, und ich schloß meine Augen und der Mann lag neben mir. Tag folgte auf Tag, und es blieb dasselbe. Bei Tisch und im Bett, in der Höhle und draußen, beim Aufstehen und beim Niederlegen, bei Tag und bei Nacht: sechs Fuß von mir und nicht mehr war das todte, gespenstische Wesen. Und wenn ich auf das schöne Land und den heiteren Himmel blickte, und mich dann zu diesem fürchterlichen Gefährten wendete, sagte ich: „Ich werde nie mehr allein sein!" Und der Mann lachte.

Endlich kam ein Schiff, und ich rief es an — es nahm mich auf, und ich dachte, als ich meinen Fuß auf das Verdeck setzte: „ich werde meinem Quälgeiste entrinnen!" Während ich das noch dachte, sah ich ihn auf das Verdeck heranklimmen, und ich suchte ihn hinab in die See zu stoßen, aber umsonst; er war mir zur Seite und aß und schlief mit mir, wie zuvor! Ich kam zurück in mein Vaterland! Ich drängte mich unter die Menge; ich ging zu Festen und hörte Musik; ich ließ dreißig Menschen bei mir verweilen, und Tag und Nacht wachen. Aber ich hatte ein und dreißig Ge-

fährten, und der eine war beständiger, als alle übrigen.

Endlich sprach ich zu mir selbst: „Dies ist eine Täuschung, eine Bethörung der äußeren Sinne, und das Ding ist nicht, außer in meinem Geiste. Ich will Die befragen, die in diesen Krankheiten geschickt sind, und ich werde — wieder allein sein!“

Ich wendete mich an Einen, der berühmt dafür war, daß er dem geistigen Auge seinen Nebelschleier und seine Trugbilder zu nehmen wisse — ich verpflichtete ihn durch einen Eid zum Geheimhalten — und ich erzählte ihm meine Geschichte. Er war ein kühner Mann und ein Gelehrter, und er versprach mir Hülfe und Erlösung.

„Wo ist die Gestalt jetzt?“ sagte er lächelnd. „Ich sehe sie nicht.“

Und ich antwortete: „Sie ist sechs Fuß von uns.“

„Ich sehe sie nicht,“ sagte er wieder, „und wenn sie wirklich wäre, so würden meine Sinne das Bild nicht weniger deutlich aufnehmen, als die Ihrigen. „Und er sprach zu mir, wie Schulleute sprechen. Ich stritt nicht und antwortete

nicht, aber ich befahl den Dienern, ein Zimmer zu bereiten, und den Boden mit einer dicken Schicht von Sand zu bedecken. Als es geschehen war, hieß ich den Arzt mir in das Zimmer folgen, und ich schloß die Thüre ab. „Wo ist die Gestalt jetzt?" wiederholte er, und ich sagte: „Sechs Fuß von uns, wie zuvor!" Und der Arzt lächelte. „Blicken Sie auf den Boden!" sagte ich und zeigte auf den Fleck, „was sehen Sie?" Und der Arzt schauderte und faßte mich an, damit er nicht fiel. „Der Sand dort", sagte er, „war glatt, als wir eintraten, und jetzt sehe ich auf diesem Flecke die Spur eines menschlichen Fußes!"

Und ich lachte und zog meinen lebenden Gefährten fort: „Sehen Sie", sagte ich, „was uns überall hin folgt!"

Der Arzt rang nach Athem: „Die Spur dieser menschlichen Füße!" rief er.

„Können Sie mir also nicht helfen?" schrie ich in plötzlicher, wüthender Todesqual, „und soll ich nie mehr allein sein?"

Und ich sah, wie die Füße des todten Wesens diese Worte in den Sand zeichneten:

„Einsamkeit ist nur für den Schuld-

losen — Böse Gedanken sind Gefährten auf eine Zeit — Böse Thaten sind Gefährten durch die Ewigkeit — Dein Haß trieb mich an, in Deine Einsamkeit einzubrechen — Dein Verbrechen vernichtet die Einsamkeit auf immer.

---

loſen — Böſe Gedanken ſind Gefährten auf eine Zeit — Böſe Thaten ſind Gefährten durch die Ewigkeit — Dein Haß trieb mich an, in Deine Einſamkeit einzubrechen — Dein Verbrechen vernichtet die Einſamkeit auf immer.“

Ueber das
Entschwinden der Jugend.

Ueber das

Entschwinden der Jugend.

In den sieben Perioden des männlichen Lebens zeichnen sich drei besonders vor den übrigen aus, nämlich — der Uebertritt aus dem Knabenalter — das Entschwinden der Jugend — der Anfang des hohen Alters. Ich nehme die verschiedenen Zeitabschnitte dieser Periode in gewöhnlichen Constitutionen mit dem 15ten, 30sten und 50sten Lebensjahre an. Ich werde mich jetzt besonders mit der zweiten Periode beschäftigen. Wenn ich sie die des Entschwindens der Jugend nenne, so will ich damit natürlich nicht sagen, daß dieses Alter, die Blüthe und das Zenith unserer Jahre, bereits dem Verfall anheimfällt. Unsere Körper sind noch in derselben Jugendkraft, als fünf Jahre zuvor, nur der

Geist ist mehr gereift worden. Unter der Jugend verstehe ich das Wachsen und Fortschreiten, ihr Entschwinden wird nur insofern bemerkbar, als wir, so zu sagen, fester und stationärer geworden sind. Die Eigenschaften, welche besonders die Jugend bezeichnen, ihre „schnell wechselnden Phantasien" — ihr Uebermaß von Kraft und Gefühl, verändern sich mit dem 30sten Jahre. — Wir sind noch jung, aber nicht mehr jugendlich. Im 30sten Jahre kennen wir nicht mehr die wilden Schwärmereien Romeo's — kaum können uns im 30sten Jahre noch die träumerischen Visionen Hamlets befallen. Die Leidenschaften der Jugend sind vielleicht noch eben so stark; aber nicht die Gefühle der Jugend. Die Muskeln des Geistes sind stärker, aber die Nerven weniger reizbar geworden, und werden nicht mehr durch die geringste angenehme oder unangenehme Berührung so leicht aufgeregt. — Ja, mit dem Beginn des Mannesalters entschwindet unsere Jugend! —

Es scheint mir, daß für nachdenkende Gemüther, welche gewohnt sind, die großen Zwecke des Lebens zu beobachten, und die Fähigkeit besitzen, sie zu verstehen, — dieses eine besonders

wichtige Periode ist. Es ist dieses für unsere Reise ein Ruhepunkt, auf dem wir etwas verweilen müssen; es ist die Spitze des Hügels, von dem wir die beiden Theile unserer Reise übersehen. Wir lassen eine Menge glänzender Gegenstände hinter uns — nie werden wir wieder so feenhafte Auen mit denselben feurigen Hoffnungen durchwandern; — nie finden wir wieder dieselbe

„Pracht und Glanz in Blumen und in Gras."

Die Thautropfen glänzen nicht mehr; der Morgen ist entschwunden.

„Wir ruhten aus, indem die Zeit entfloh,

. . . .

„Die Zeit jedoch entpflückt' die Blumen uns,
„Und stahl sie bis zum Mittag listig fort.

. . . .

Und welken in der Hand.
„Lebt wohl, ihr Blumen, Eure Zeit ist um! — *)

Wir sollten dann eine Zeitlang ausruhen — um zurückzuschauen in die Vergangenheit, — um die Erinnerungen und Erfahrungen der Vergangenheit um uns zu versammeln — um uns das Gefühl einzuprägen, daß der leichtere

*) Georg Herbert.

Theil unseres Daseins vorüber ist, und daß dessen ernsterer Theil beginnt, — daß unsere Thorheiten und Irrthümer uns ermahnen zur Weisheit — denn da dieses die Opfer sind, welche das Schicksal von der Sterblichkeit erheischt, so dürfen sie nicht unthätig zurückgewünscht, sondern sie müssen mit Eifer wieder ersetzt werden; und je mehr wir uns mit diesem Gedanken vertraut machen, desto mehr wird die Vergangenheit die Schule der Gegenwart und Zukunft. Wenn wir auf die Gräber unserer früheren Irrthümer zurückblicken, so sehen wir an jedem einen warnenden Engel stehen! — Es ist der Wunsch eines thörichten Herzens: — „O, könnte ich meine Zeit noch einmal leben! — O, wäre dieses geschehn, wäre jenes nicht geschehn! — wir sollen vielmehr uns freuen, daß eine so lange Zeit uns noch bleibt, um unsere Fehler wieder gut zu machen, und daß die Erfahrung uns weiser gemacht hat in der Schule der Leiden. Die Weisheit ist ein, im Verhältniß zu den Enttäuschungen, die unsere eigenen Mängel veranlaßten, erkaufter Besitz; denn Niemand wird weise durch die Leiden Anderer. Wir selbst müssen die Flamme gefühlt haben, um das Feuer zu scheuen. In

dem schönen Gedicht, aus dem ich bereits vorhin eine Stelle anführte, heißt es, die Blumen, welche, da sie noch blühten:

„Geruch und Aug' entzückt,
Sind jetzt, verwelkt, dem Kranken noch ein Heil". —

Mit dem Alter von 30 Jahren erleiden die Charaktere der meisten Menschen eine Veränderung. Der Genuß der gewöhnlichen Vergnügungen der Welt wurde erschöpft und wird gleichgültiger. Wir haben die Visionen der Jugend auf den Maßstab der nüchternen Wirklichkeit zurückgeführt — wir hegen nicht länger jene Hoffnungen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, welche eine Folge unserer Unerfahrenheit waren — wir jagen nicht länger Geringfügigkeiten nach, oder geben Hirngespinnsten Raum. Eine der nützlichsten Lehren vielleicht, die wir der Enttäuschung verdanken, sind unsere berichtigten Ansichten über die Liebe. Zuerst sind wir zu sehr geneigt, uns einzubilden, daß das Weib (jener arme Mitgenosse unserer menschlichen Schwächen) vollkommen sei, daß die Träume der Dichter Wahrheit enthielten, und daß Gott für uns jene engelreinen Wesen, jene unveränderlichen, seraphischen Her-

zen bestimmt habe, als welche die Töchter des Staubes zu betrachten die Einbildungskraft von jeher den großen Fehler beging. — Und wie viele Vortrefflichkeit genügte uns nicht, weil wir immer Vollkommenheit erwarteten — wie oft veränderten wir die Idole unserer Verehrung! Von wie vielen Strömen haben wir uns, obgleich müde und durstig, abgewendet, weil wir immer noch die goldene Quelle der Fabel zu finden glaubten! — Die Erfahrung, welche uns zuletzt den wahren Werth des Weibes kennen lehrt, fördert uns bedeutend in dem eigentlichen Beruf des Menschen. Die Liebe, welche einst unser ganzes Wesen ausschließlich erfüllte, weicht männlichern und weniger selbstsüchtigen Leidenschaften; — wir erwachen aus einem falschen Paradiese, und fangen an, einheimisch auf der wirklichen Erde zu werden.

Nicht weniger wichtig sind die Erfahrungen, welche uns lehren, die Menschen nicht nach den Vorstellungen einer idealen Moral zu beurtheilen; denn wer zu fest glaubt, daß alle Menschen Götter seien, kann später nur zu leicht sie für Teufel halten; die Jugend hat gewöhnlich eine Periode des Menschenhasses, und dieser wird um so heftiger sein, je größer das eigene

edle Zutrauen in die menschliche Vortrefflichkeit war. Wir verzeihen Denen am schwersten Fehler, von denen wir sie nicht erwarteten. Aber aus der Asche des Menschenhasses erhebt sich wieder das Wohlwollen; — wir finden manche Tugenden, wo wir nur Laster zu finden glaubten, — manche Handlungen uneigennütziger Freundschaft, wo wir nur Berechnung und Betrug voraussetzten — und so gelangen wir nach und nach von den zwei Extremen zu der richtigen Mitte; und indem wir uns überzeugen, daß kein menschliches Wesen vollkommen gut oder durchaus schlecht ist, bringt uns zuletzt unsere Menschenkenntniß dahin, viel zu entschuldigen und wenig zu erwarten. Die Welt heilt sowohl den Optimisten, als den Misanthropen. Ohne diese richtige und nüchterne Würdigung der Menschen haben wir weder Klugheit in den Angelegenheiten des Lebens, noch Nachsicht für entgegengesetzte Ansichten — wir führen den Betrüger erst in Versuchung, und darauf verdammen wir ihn — wir hängen so fest an einem Glauben, daß wir alle Andersdenkenden als Ketzer verurtheilen würden. Nur die Erfahrung lehrt uns, daß der Vorsichtige selten betrogen wird, und daß aus den Meinungen,

die wir verdammen, oft Handlungen entsprießen, die wir bewundern.

Bei dem Entschwinden der Jugend sollten wir daher, indem wir, unser Gemüth sammelnd, zurückschauen, für unser ferneres Benehmen die Ergebnisse unserer Erfahrung zu Rathe ziehen, nämlich eine Kenntniß der wahren Verhältnisse der Leidenschaften zu einander, daß wir nicht auf eine einzige die Kraft verwenden, welche unter alle gleichmäßig vertheilt sein sollte, — eine Ueberzeugung von der Eitelkeit geringfügiger Bestrebungen, welche eine unverhältnißmäßige Thätigkeit in Anspruch nehmen, — und ferner jene richtige Beurtheilung der Menschen, welche sie weder zu gering schätzt, noch überschätzt. Aus diesen Ergebnissen ziehen wir Schlüsse, welche uns nicht allein weiser, sondern auch besser machen. Die Jahre, welche wir in jenem Alter zurückgelegt, haben wahrscheinlich unsere Fähigkeiten ganz entwickelt — sie haben uns gelehrt, worin wir uns auszeichnen können, und für was wir am meisten geeignet sind. Wir können jetzt mit besserem Erfolge als Rasselas unsere Lebensrichtung wählen. Uebrigens bin ich geneigt, zu glauben, daß wir jene Laufbahn vorziehen sollen, von der wir für Geist

und Gemüth das meiste Glück erwarten — das Streben nach Ehre, nach Reichthum nicht unbedingt zurückweisend — aber ruhig die Vortheile und die Uebelstände jeder Richtung für uns abwägend, sowohl des öffentlichen, als des Privatlebens, der Einsamkeit und des weltlichen Treibens, — und uns dann entscheidend, nicht nach abstracten Regeln oder einseitigen Maximen über die Eitelkeit des Ruhms und über die Freuden der Einsamkeit, sondern nach dem besondern Beruf und der Stimmung unseres eigenen Geistes. Einigen gewährt die Arbeit und Thätigkeit Glück, Anderen die Ruhe. Dieser Mann kann bloß in der Gesellschaft leben, jener blos in der Einsamkeit. — Der Ruhm ist ein Bedürfniß für den Einen, und ganz ohne Reiz für den Andern. — Jeder möge seine Laufbahn wählen nach der Stimme seines eigenen Innern, und zwar nicht in Folge des unedlen Grundsatzes, daß nur unser eignes Glück unsers Daseins Zweck und Ziel sei (denn der bessere Mensch hat außer sich liegende Zwecke, die ihm gewichtiger sind, als Alles, was nur auf das eigene Ich Bezug hat), sondern weil ein unruhiger und seinen Wirkungskreis nicht findender Geist selten tugendhaft ist.

Glück und Tugend stehen in Wechselbeziehungen zu einander — die Tugendhaftesten sind nicht allein die Glücklichsten, sondern die Glücklichsten sind gewöhnlich die Tugendhaftesten. Wenn wir uns Beschäftigungen hingeben müssen, die, so achtungswerth sie an sich auch sein mögen, unseren Anlagen und Neigungen nicht zusagen, so werden wir zu leicht hart und abstoßend gegen unsere Mitmenschen; unsere Talente können sich nicht entwickeln, und bringen selbst durch die Macht der Umstände unzeitige und unreife Früchte hervor. Der Genius, welcher durch Gegensätze aufgeregt wird, kann zu leicht boshaft werden, und die Menschen die Wunden entgelten lassen, welche die Verhältnisse ihm schlugen; wird uns jedoch jene Lebensrichtung zu Theil, die unserer individuellen Stimmung entspricht, sei es im Treiben der Welt oder in der Einsamkeit, in der Literatur oder im Geschäftsleben, so erfreuen wir uns jener inneren Ruhe, welche für den Geist die beste Atmosphäre ist, in der Alles, was er hervorbringt, kräftig und gesund wird. Unsere eigene Zufriedenheit macht uns wohlwollend und freundlich gegen Andere, wir werden nicht durch Sorgen geplagt und gefoltert, welche

tyrannisch sind, weil sie zu unserm eigentlichen Wesen Gegensätze bilden. Wir erfüllen unsern wahrhaften Beruf, und unsere Umgebung erfreut sich des Sonnenscheines unserer Herzen. Aus diesem Grunde muß unser eigenes Glück uns besonders bei der Wahl eines Lebensberufes leiten, weil aus dem Glück jener Gemüthszustand entspringt, der zur Tugend wird — und das sollten auch diejenigen edelmüthigen und feurigen Naturen berücksichtigen, welche für das vermeintliche Wohl Anderer sich aufzuopfern geneigt sind, und sich in einen Kampf stürzen, der sie aufreiben muß. Unter den wenigen Wahrheiten, die wir Rousseau verdanken, ist keine wahrer, als diese: — „Ein Mann darf der Menschen wegen sich nicht selbst verderben.“ — Wir müssen deshalb unsere Nützlichkeit nicht allgemeinen Theorien, sondern unsern eignen Fähigkeiten und Gewohnheiten anpassen. Um praktisch zu sein, müssen wir diejenigen Eigenschaften aufbieten, welche wir fähig sind auszuüben. Jeder Stern, der in seiner bestimmten Sphäre scheint, jeder — welches auch seine Größe oder sein Ursprung sein möge — trägt mit zu dem allgemeinen Licht bei.

Die verschiedenen Lebensalter erheischen auch

verschiedene Tugenden — die unbegrenzte Freigebigkeit des Knaben ist im Mann eine Thorheit. Ein dreißigjähriger Verschwender ist nicht mehr zu entschuldigen. Von jener Zeit bis zum herannahenden Alter muß Vorsicht und Klugheit in den Angelegenheiten des Lebens vorherrschend sein. Im späteren Alter selbst ist Sparsamkeit weniger nothwendig. Die Natur verläßt den Elenden, der noch mit der einen Hand den Mammon liebkoset, während der Tod ihn schon an der andern faßt. Wir sollten für unser Alter sorgen, damit die dringenden Bedürfnisse dieser Welt es nicht abziehen von den Betrachtungen über die nächste. — Es ist schrecklich, wenn die mageren Hände des Aberwitzes einen Geldkasten aus dem Grabe machen! Treten wir aber bei dem Entweichen der Jugend fest und entschlossen in den uns gewählten Lebenspfad, — baut sich die Vernunft ihre Paläste aus den Ruinen unserer Leidenschaften, — so sollten wir doch vermeiden, daß die Welt, die uns so in Anspruch nimmt, uns nicht zu theuer werde. Das Alter des Ehrgeizes und der Vorsicht ist ein gefährliches, — das Entweichen der Jugend wird uns zu einer gefährlichen Zeit, — wenn wir vergessen, daß der

Geist seine eigene Jugend ewig bewahren sollte! — Gerade deshalb, weil wir fühlen, wie wenig uns die Gesetze, indem sie uns verhindern, schlecht zu sein, tugendhaft machen können, — wie unsere Erfahrung unseren inneren Antrieben entgegentritt, — weil wir seufzend gestehn, wie ansteckend das Beispiel ist, — daß wir um desto mehr unsere eigenen Herzen bewachen sollten, nicht mehr, damit sie nicht irren, sondern damit sie nicht zu hart und abgeschlossen werden. Jetzt ist die Zeit, in der unsere Leidenschaften am leichtesten beherrscht werden können, — in der wir der Liebe uns entwöhnen, wenn wir in der Kraft und Fülle unsers goldnen Alters am Besten allein und unabhängig stehen können — gleich weit entfernt von der Sehnsucht der Jugend nach Idealen und von der traurigen Hülflosigkeit des Alters. Jetzt ist die Zeit, in der weder die Stimme der Geliebten, noch das unschuldige kindliche Lächeln des Kindes uns so rühren, als früher, und als es später vielleicht wieder der Fall sein wird. Wir werden durch unsere männlichen Plane beschäftigt und gefesselt. Die Welt ist unsere Gebieterin, unsere Projecte sind unsere Kinder. — Ein Mann erschrickt, wenn er diese Wahrheit hört, möge er

jedoch nachdenken und sich selbst beobachten — wenn er in Thätigkeit begriffen ist (und nur Wenige in jenem Alter sind es nicht) und sich selbst fragen: ob ich ihm Unrecht thue? — ob er sich nicht unbewußt in sein inneres Ich zurückgezogen hat? — Wie eine Schnecke wandert er durch die Welt, seine Wohnung und sein Schild mit sich tragend. — Haben wir uns dagegen nicht vorzusehn? Muß es nicht unser Mißtrauen erregen, damit nicht das Mißtrauen selbst die schönen Zugänge zu unserem Herzen verschließe? — Was kann das Leben, wenn wir ihm den schönsten Theil unseres Selbst aufopfern, uns als Ersatz gewähren? Was nützt uns die Erfahrung, wenn sie uns verhindert, edel und großmüthig zu sein, wenn sie uns Herzensgüte und Milde raubt, und Alles, was zärtlichen und erhabenen Empfindungen angehört — ohne welche die Weisheit hart und starr bleibt, und die Tugend ihre Harmonie verliert. Paley sagt, wir sollen dem Armen eine Gabe nicht zu strenge, aus Besorgniß, den Müßiggang zu ermuntern, verweigern, damit wir nicht von der andern Seite unserer Mitleiden verhärten gegen das wahre Unglück — sollen wir denn nun bei den höheren Sym-

pathien der Stimme des Herzens, der wohlwollenden Auslegung und allen Gefühlen menschlicher Zuneigung (welche die Almosen des Geistes sind) nicht folgen, weil sie uns vielleicht einer Täuschung aussetzen können? — Soll der Irrweg, auf den diese Empfindungen gerathen sind, unsere gänzliche Gefühllosigkeit rechtfertigen? — Und müssen wir selbst schlecht werden, damit wir durch die Schlechtigkeiten Anderer nicht mehr leiden? —

Dieses daher ist das Alter, in welchem wir, während die Erfahrung unser Führer wird, ihrer Stimme mit einer gewissen mißtrauischen Vorsicht folgen müssen. Wir müssen uns erinnern, wie sehr der Mensch zu Extremen geneigt ist — wie leicht er von der Leichtgläubigkeit und Hingebung zum Unglauben und zur Gefühllosigkeit übergeht. Und wenn wir wirklich weise geworden sind, so werden wir, trotz zufälliger Täuschungen, immer noch das edelste Eigenthum unseres Wesens — die Liebe und das Zutrauen — zu bewahren und zu behaupten suchen.

Ich kenne in der That kein schöneres Schauspiel in der Welt, als einen alten Mann zu sehen, der mit Ehren alle Drangsale und Stürme

des Lebens überstanden, und dabei doch die Frische der Gefühle seiner ersten Jugendzeit sich erhalten hat. Dieses ist das wahre glückliche Alter — dieses macht des Lebens letzte Tage zu einem südlichen Winter, in welchem der Strahl der Sonne erwärmt, ohne durch seine Hitze zu belästigen — solche Greise sind der Jugend immer willkommen, und die Sympathie vereinigt sie mit ihr, während ihre Weisheit ihr Führer ist. Zwischen Achtung und Verehrung ist der Unterschied — letztere hat immer etwas von der Liebe in sich.

Dieses ist auch das Alter, in dem wir ruhig die Meinungen der Welt sollten würdigen gelernt haben. In der Jugend sind wir zu sehr geneigt, die Ansichten Anderer, und den Einfluß der Oeffentlichkeit zu verachten, in dem reiferen Alter dagegen, sie zu überschätzen. — Auch hier müssen wir den richtigen Weg in der Mitte finden. Der Charakter eines Mannes ist sein wohlerworbenes Eigenthum — er ist ein Reichthum — er bestimmt an und für sich schon eine Stellung in der Gesellschaft. Gewöhnlich verdankt er ihm die Ehre des Ruhms und selten den Neid, der in ihrem Gefolge ist. Wie viele andere Schätze, die weniger durch zufällige

Umstände, als durch uns selbst erworben worden, macht der Charakter glücklicher, als der Ruhm. — Der Weise verachtet deshalb nicht die Meinung der Welt — er würdigt sie nach ihrem wahren Werthe — er setzt nicht leichtsinnig den Schatz seines guten Namens auf das Spiel — er stürzt sich nicht, bloß aus Eitelkeit, in den Kampf gegen die Ansichten Anderer — er wagt nicht sein kostbares Juwel gegen unwürdige Feinde und für einen geringfügigen Zweck. Er achtet die Gesetze des Anstandes. — Ist er eben so wohlwollend, als weise, so wird er sich erinnern, wie unendlich nützlich er durch seinen Charakter werden kann, daß er durch ihn die Irrenden und Unterdrückten leichter retten kann. Der Charakter jedoch beruht auf einer falschen und trügerischen Basis, welcher nicht durch die Eingebungen der eigenen Brust, sondern durch die Furcht vor dem Urtheil Anderer sich gebildet hat. — Was ist das eigentliche Wesen und Leben des Charakters? — Unabhängigkeit, Integrität, Consequenz! — oder, wie einer unserer großen Schriftsteller sich ausdrückt, „der angeborne Sinn für die Tugend, welcher ihr auch ohne eine Livree zu dienen vermag.“ — Dieses sind Eigenschaften, die durch

das Urtheil Anderer nicht bedingt werden können. Sie müssen in uns entstehen, und zugleich uns selbst bilden — unzerstörbar und unveränderlich, wie der Geist selbst! — Wenn wir, dieses Eigenthums uns bewußt, der Zeit und Gelegenheit überlassen, es zu Tage zu fördern, so können wir versichert sein, daß unser Charakter früher oder später auch in dem Urtheil Anderer sich feststellen wird. Wir können unseren Zweck nicht mehr verfehlen, als durch eine unruhige und fieberhafte Aengstlichkeit in Beziehung auf das Urtheil der Welt über uns; — aber auch dann, wenn wir in die Versuchung einer unwürdigen Nachgiebigkeit gerathen, um den launenhaften und wechselnden Anforderungen der Zeit, der Stimme unseres eigenen Gewissens zuwider, zu genügen. Es liegt eine moralische Rechtlichkeit in der würdigen Behauptung des Charakters, welche dem Willen der Menge sich nicht unbedingt fügen wird. Und dieses ist eben so rechtlich, als weise, denn die Menge gewährt nie lange Denen ihre Achtung, welche auf ihre eigenen Unkosten ihr schmeicheln. Wer die Gewandtheit des Demagogen hat, der wird auch seiner Zeit die Veränderlichkeit des Pöbels kennen lernen.

Wenn es in der Eigenthümlichkeit der früheren Jugendjahre liegt, bisweilen der Meinung zu trotzen, und sie ohne Ursache herauszufordern, so gerathen auch sanftere Gemüther oft in das entgegengesetzte Extrem und scheuen zu sehr das Urtheil der Welt. Es ist ihnen zu Muthe, als hätten sie nicht das Recht, ihre eigene Meinung geltend zu machen — sie haben sich selbst noch nicht durch Erfahrungen und Versuchungen, in die sie gerathen, gestärkt. Sie sind geneigt, über Punkte nachzugeben, über die sie selbst noch nicht ganz im Klaren sind. Es ist ergötzlich, ihre Zweifel mit der hartnäckigen Sicherheit Anderer in Vergleichung zu stellen. In dem reifen männlichen Alter sollten wir jedoch ganz uns selbst rathen und helfen können. Unsere eigene Vergangenheit und unsere eigene Zukunft sollten unsere einzigen Führer sein. — „Wer im dreißigsten Jahre nicht sein eigener Arzt sein kann, der ist ein Narr" — ein Arzt für seinen Körper, wie für seinen Geist, — bekannt mit seiner moralischen Constitution — ihren Krankheiten, den Mitteln dagegen, der Diät und der Lebensart. Wir sollten unsere eigenen Gedanken und Handlungen so einzurichten lernen, daß sie zwar der Welt nicht wi-

derstreben, aber auch nicht durch diese geleitet werden. Wir sollten so denken und handeln, daß wir eine Welt für uns selbst sein können. Wenn wir uns so gewöhnen und ausbilden, so wird es uns nicht schwer, etwaige Vorwürfe und Verläumdungen zu ertragen. Die rauhe Berührung der Menge trifft dann auf keinen wunden Fleck — das Unrecht, welches die Stunde gegen uns mit sich bringt, verletzt oder betrübt uns nicht. Wir verlassen uns auf uns selbst und auf die Zeit. Wenn es wahr ist, daß das Wesen des Charakters besonders durch Grundsätze gebildet wird, so ist es eben so wahr, daß Grundsätze sich nicht verändern und wechseln lassen; wie es gut ausgedrückt wurde mit den Worten: „Grundsätze sind eine Leidenschaft für die Wahrheit" *) — oder, wie ein älterer und gemüthlicherer Schriftsteller sagt: „Die Wahrheiten Gottes sind die Pfeiler der Welt **). — Die Wahrheiten, an die wir glauben, sind die Pfeiler unserer Welt. Der Mann, der nach dem dreißigsten Jahre leicht von dem Wege sei-

*) Hazlitt.

**) Aus einem seltenen und merkwürdigen kleinen Tractat: Der einfache Schuhflicker von Aggavam. 1647

ner Ueberzeugung abgeleitet werden kann, wird nie geachtet, nachdem der beabsichtigte Zweck durch seinen Wankelmuth erreicht worden. — Ich weiß nicht, ob wir nicht selbst einen Geist höher anschlagen, der sich für einen guten Preis verkauft, als Jenen, der sich umsonst hingiebt.

Schließlich scheint mir dieses Alter vor allen andern uns aufzufordern, die Artikel unseres moralischen und religiösen Glaubensbekenntnisses reiflich zu bedenken und festzustellen. Da wir uns mehr als je mitten in den Kampf und das Treiben der Welt begeben, sollten wir jede Hülfsmacht, die uns unterstützen kann, aufbieten, um uns zu trösten, zu rathen, aufzumuntern und zu leiten. — Es ist dieses eine Zeit, in der wir mit ernstem Sinn die Elemente unseres Glaubens ordnen müssen, um zu einer solchen Auflösung unserer Zweifel zu gelangen, als die menschliche Vernunft es gestattet. — Glücklich, wer mit Ueberzeugung die Gewißheit der Unsterblichkeit glauben und fühlen kann — „daß die Welt kein Wirthshaus, sondern ein Hospital ist — ein Ort, wo wir nicht leben, sondern wo wir sterben sollen“ — und wer anerkennt: — „daß ein göttlicher Funke in uns ist, — ein Etwas, das vor den Elementen war,

und der Sonne keinen Tribut zahlt." *) — Ein Solcher beherrscht allerdings nicht allein den Tod, sondern auch das Leben, und: „er vergißt, daß er sterben kann, wenn er sich über Unglück beklagt." **)

Ich weise jeden Sectengeist zurück — ich affectire kein gefühlloses Geschwätz — ich bekenne aufrichtig, daß ich Manche gekannt habe, vor deren Tugenden ich, beschämt über meine eigenen Irrthümer, mich beuge, — welche durch den Glauben weder geleitet, noch unterstützt wurden. — Aber nie begegnete ich einem Solchen, der nicht eingestanden hätte, daß, könnte er glauben, er auf keinen Fall schlechter, auf jeden Fall aber glücklicher sein würde. — Ich darf vielleicht am wenigsten in jenes Reich der Meinungen eindringen, das kein Gesetz zu erreichen vermag; denn auch ich hatte meine Zeiten des Zweifels, der Verzweiflung, der Philosophie des Gartens. Vielleicht giebt es Einige, denen der Glaube — der Erlöser — in Finsterniß und im Grabe des Unglaubens verborgen bleiben muß,

---

*) Religio Medici. Part. II. Sect. 2.

**) Religio Medici. Part. I. Sect. 44.

bis er, unsterblich und Unsterblichkeit gewährend, aus seinem Grabe steigt — als ein Gott!

Aber wenn ich demüthig und ehrfurchtsvoll einen Zustand mit dem andern vergleiche, so rufe ich nochmals: „Glücklich, dreimal glücklich, wer von der Unsterblichkeit des Geistes überzeugt ist — wer glaubt — wenn Alle, die er liebt, nach und nach von seiner Seite gerissen werden, daß sie zurückgekehrt sind „in ihr Geburtsland"*) — daß sie der Wiedervereinigung harren; — wer fühlt, daß er jeden Schatz des Wissens, den er erstrebt, durch eine unbeschränkte Existenz mit sich nimmt — wer in der Tugend das Wesen und die Elemente seines künftigen Daseins erblickt, auf das er sich hienieden nur vorbereitet; wenn in den Stürmen der Zeit jenseits der wilden See der Hafen winkt, den er zuletzt erreichen wird — wer ahnet, daß jeder Kampf seine bestimmte Belohnung, jedes Unglück seinen Balsam hat — wer weiß, daß so verlassen und einsam er auch hienieden ist, doch nie gänzlich allein und verlassen sein kann — daß über ihm der Schutz der ewigen Macht

*) Ein gewöhnlicher Ausdruck in chinesischen Grabschriften.

und die Gnade der ewigen Liebe waltet! — O, wie wahr ist jener Spruch: — „Wie gut mußte Er das menschliche Herz kennen, der zuerst Gott unsern Vater nannte!“ —

So wie, wenn unser menschliches Leben auf ein einziges Jahr beschränkt wäre, und wir niemals die verwelkende Blume im nächsten Frühjahr wieder hätten emporblühen sehen, uns die Philosophie, welche uns berichtete, daß sie nicht gestorben sei, sondern nur für eine Zeitlang schlafe, zweifelhaft erscheinen, ein längeres Leben aber uns überzeugen würde, daß das scheinbare Wunder nur der Lauf der Natur sei; — eben so verhält sich dieses Leben zur Ewigkeit, nur wie ein einziger Umschwung der Erde um die Sonne, und unsere Erfahrungen gehen nur bis zum Winter des Geistes, wenn seine Blätter verwelken und abfallen, und er äußerlich zu verfaulen scheint; doch die Jahreszeiten folgen sich unaufhörlich über den Gräbern — und Diejenigen, welche über uns ihr Dasein fortgesetzt haben, sehen die unvergängliche Blume wieder aufblühen in dem zweiten Frühling! —

Diese Hoffnung begründet die Würde des Menschen, und ich kann nicht begreifen, wie, wer deren erhabene Beredtsamkeit in seinem

Herzen fühlt, einer unedlen Handlung sich schuldig machen, oder einer niedrigen Leidenschaft sich hingeben kann. Die Unsterblichkeit macht uns einer höheren Gemeinschaft mit Gott theilhaftig! —

Die Welt, wie sie ist.

Eine Erzählung.

Die Welt, wie sie ist.

„Was ist die Welt doch für ein herrliches Ding! Wie reizend war vorige Nacht der Ball der Lady Lennox! Alles war so freundlich, und Charlotte so hübsch — ich habe nie ein artigeres Mädchen gesehen! Aber ich muß mich anziehen. Balfour will um Zwölf mit dem Pferde hier sein, das er mir verkaufen möchte. Was bin ich glücklich, daß ich einen Freund, wie Balfour, habe! Einen so unterhaltenden, gutmüthigen, und dabei so verdammt gescheidten Menschen, mit dem besten Herzen von der Welt. O, wie Schade! Es regnet etwas; aber thut nichts; es wird sich wieder aufklären, und wenn nicht — nun, so kann man ja Billard spielen. Was ist die Welt doch für ein herrliches Ding!“

BIBLIOTHECA
CIVITATIS

Dieser Monolog kam aus dem Munde von Charles Nugent, einem jungen Manne von einundzwanzig Jahren, einem Philanthropen und Optimisten. Er war eine Waise, von guter Familie und großem Vermögen: brav, großmüthig, vertrauensvoll und offenherzig. Seine Bildung ging über das Gewöhnliche, und er besaß eine warme Liebe und einen reinen Geschmack für die Wissenschaften. Er hatte sogar sein Knie vor der Philosophie gebeugt, aber der stille und kalte Anstand, mit welchem die Göttin ihre Jünger empfängt, hatte dem jungen Verehrer bald diesen Dienst verleidet. „Fort!" rief er eines Morgens, indem er den Band von La Rochefoucauld, den er zu verstehen glaubte, bei Seite warf, „fort mit diesem selbstischen und erniedrigenden Lehrbuche! Die Menschen sind nicht die kleinlichen Geschöpfe, wie sie hier geschildert werden; ich will mit stolzer Freude von meinem Geschlechte denken!" Du gute Erfahrung, wie viel schönen Gefühlen denkst du noch einen Streich zu spielen? Nicht ohne Grund sagt uns Goethe, daß das Geschick zwar ein vortrefflicher, aber auch ein sehr theurer Lehrer sei."

„Ah, mein lieber Nugent, wie geht es?"

Mit diesen Worten trat Capitain Balfour in das Zimmer. Es war ein hübscher, brünetter Mensch, mit einer etwas anmaßenden Miene und ziemlich freiem Wesen. „Und hier ist das Pferd. Treten Sie an das Fenster. Schreitet es nicht schön aus? Welches Leben! Betrachten Sie seinen Vordertheil. Und wie es den Schwanz trägt! Bei Gott, ich habe gar keine Lust mehr, es Ihnen abzulassen.“

„Ja, ja, mein Lieber, es mag Ihnen wohl leid thun, sich von ihm zu trennen. Es ist ein prächtiges Thier. Doch ganz gesund — wie?

„Lassen Sie es untersuchen.“

„Glauben Sie, Ihr Wort wäre mir nicht eben so gut? Der Preis?“

„Bestimmen Sie ihn selbst. Prinz Paul hat mir einmal einhundertundachtzig Pfund dafür angeboten; aber für Sie — “

„Sie sollen sie haben.“

„Nein, Nugent, lassen Sie es mit einhundertundfunfzig gut sein.“

„Ich lasse es mir nicht zuvorthun; hier ist eine Anweisung auf einhundertundachtzig Guineen.“

„Auf Seele, Sie beschämen mich; aber Sie sind ein reicher Patron.“

„John, führe das Pferd in Herrn Nugent's Stall. Wo denken Sie zu Mittag zu speisen? Im Cocos-Baum?"

„Mit Vergnügen."

Die jungen Leute ritten zusammen aus. Nugent war entzückt von seinem neuen Kaufe. Sie speisten im Cocos-Baum. Balfour bestellte einige frühzeitige Pfirsichen. Nugent bezahlte die Rechnung. Sie gingen in die Oper.

„Sehen Sie dort Florine, die Figurantin?" fragte Balfour. „Hübsche Knöchel — wie?"

„O ja, comme çà — tanzt aber unbeholfen — nicht schön."

„Was, nicht schön? Kommen Sie mit und sprechen Sie einmal mit ihr. Sie hat mehr Bewunderer, als irgend Jemand vom Theater."

Sie gingen auf die Bühne, und Balfour überzeugte seinen Freund, daß er von Florinen entzückt sein müsse. Ehe die Woche um war, hielt sich die Figurantin Equipage, und dafür aß Nugent zweimal wöchentlich bei ihr Abendbrot.

Nugent hatte für das „Keepsake" eine Erzählung geschrieben; es war sein erster literarischer Versuch, der ziemlich gut ausfiel und Glück machte. Eines Tages saß er über seinem Früh-

stück, als ein langer, magerer, schwarzgekleideter Herr, Namens Gilpin, angemeldet wurde.

Herr Gilpin machte eine sehr ehrerbietige Verbeugung und stieß einen gewaltig tiefen Seufzer aus. Nugent fühlte sich auf der Stelle von lebhafter Theilnahme für den Fremden ergriffen. „Sir,“ stotterte Herr Gilpin, „nur mit großem Leidwesen erscheine ich vor Ihnen. Ich — ich — ich —“ Ein schwacher, schwindsüchtiger Husten unterbrach seine Rede. Nugent bot ihm eine Tasse Thee an. Das Anerbieten wurde abgelehnt und die Geschichte fortgesetzt.

Herrn Gilpins Erzählung ist aber bald mitgetheilt, wenn er nicht selbst der Erzähler ist. Ein unglücklicher Schriftsteller — einst in guten Verhältnissen — Bürgschaft für einen verrätherischen Freund — der Freund entflohen — Drang unvorhergesehener Umstände — ein Engel von Frau und vier Herzenskinder — ein Buch für die nächste Saison — jetzt in tiefem Mangel — schauderhaft, betteln zu müssen — betroffen von den edlen Gesinnungen, welche aus der Erzählung des Herrn Nugent sprechen — ein Strahl der Hoffnung erhellt seine Seele — et voilà die Ursachen von Herrn Gilpins Noth und Herrn Gilpins Besuch. Nie hatte es ein

ergreifenderes Bild von dem bedrängten Gelehrten gegeben, als Gregor Gilpin. Er sah bleich, leidend und ehrwürdig aus; er hustete häufig und war in tiefe Trauer gekleidet. Nugent schwoll das Herz; er legte eine Banknote in Herrn Gilpins Hand; er versprach ihm noch wirksamere Hülfe, und Herr Gilpin entfernte sich überwältigt von seiner eigenen Dankbarkeit und Herrn Nugents zartem Mitleiden.

„Welch ein Glück für mich, daß ich reich bin!" rief der edle junge Menschenfreund, indem er seinen Secretair öffnete.

Nugent ging zu einer Conversazione bei Lady Lennox. Ihre Herrlichkeit war Wittwe und ein einnehmendes Weib. Sie hatte etwas von einer Gelehrten, etwas von einer Weltdame, etwas von einer Schönheit, etwas von einer Kokette, und viel von einer Sentimentalen. Sie hatte eine Tochter, ohne einen Schilling; und nahm lebhaftes Interesse an einem jungen Manne von so ausgezeichneten Talenten und so hoher Liebenswürdigkeit, wie Herr Nugent. Er saß neben ihr — sie sprachen von der Herzlosigkeit der Welt, ein Gegenstand, über den Männer von einundzwanzig und Damen von fünfundvierzig Jahren besonders beredt sind. Lady Lennox klagte,

Herr Nugent vertheidigte. „Niemand", heißt es irgendwo in den Memoiren der Madame d'Epinay, „spricht viel über Unschuld, der nicht arg verdorben ist;" und nichts gibt mehr den Anschein von eigner Herzensgüte, als ein Ausfall gegen die Herzlosigkeit Anderer."

„Ein herrliches Weib!" dachte Nugent. „Welch warmes Gefühl! Und wie hübsch ist ihre Tochter! O, es ist eine reizende Familie!"

Charlotte Lennox spielte eine rührende Melodie; Nugent lehnte sich über das Piano; sie sprachen von Musik, Poesie, Wasserpartieen, Gefühl und Richmond Hill. Sie verabredeten eine Lustfahrt. Nugent konnte diese Nacht nicht schlafen — er war offenbar verliebt.

Als er am andern Morgen aufstand, war das Wetter klar und schön. Balfour, der beste der Freunde, sollte in einer Stunde bei ihm sein; Balfours Pferd, das beste der Pferde, sollte ihn nach Richmond tragen, und in Richmond sollte er Lady Lennox, die liebenswürdigste der Mütter, und Charlotte, die reizendste der Töchter, treffen. Die Figurantin war immer langweilig gewesen — jetzt war sie vergessen. „Es ist bestimmt eine köstliche Welt!" wiederholte Nugent, als er sich das Halstuch umband.

Es war einige — ich will nicht sagen, wie lange — Zeit nach diesem glücklichen Tage; Nugent war allein in seinem Zimmer und ging mit übereinander geschlagenen Armen und die Stirn gerunzelt, auf und nieder. „Welch ein Schurke! Was für ein gemeiner Schuft! Und das Pferd war lahm, als er es verkaufte — nicht zehn Pfund werth — und ich hatte so viel Vertrauen — der Teufel hole meine Thorheit! Und daraus hätte ich mir noch nichts gemacht; aber daß er mir seine abgelegte Geliebte angehängt, mich zum Gelächter der Welt gemacht hat! Beim Himmel, er soll es bereuen! Borgt erst Geld von mir und verspottet dann meine Gutherzigkeit! Führt mich in seinen Clubb ein, um mich auszuplündern! Aber, Gott sei Dank, ich kann ihm dafür noch eine Kugel vor den Kopf schießen! Ah, Oberst, das ist schön von Ihnen!"

Oberst Nelmore, ein in der Gesellschaft wohl bekannter ältlicher Mann mit einer schönen Stirn, klugem, forschendem Auge und artigem Benehmen, trat in das Zimmer. Nugent ergoß sich gegen ihn in der langen Reihe seiner Beschwerden, und schloß mit der Bitte, er möge dem besten der Freunde — Capitain Balfour,

eine Herausforderung überbringen. Der Oberst machte große Augen.

„Es ist wahr, mein Lieber, der Mensch hat sich unstreitig schlecht gegen Sie benommen; aber wegen welcher besonderen Beleidigung wollen Sie ihn denn fordern?“

„Wegen seines Betragens im Allgemeinen.“

Der Oberst lachte.

„Nun denn dafür, daß er gestern sagte, ich sei ein verdammt langweiliger Mensch geworden, und er würde in Zukunft nicht mehr mit mir umgehen. Er hat es gestern in einem Bogenfester in White's Kaffehaus zu Selwyn gesagt.“

Der Oberst nahm eine Prise.

„Mein lieber junger Freund,“ sagte er, „ich sehe, Sie kennen die Welt nicht. Essen Sie heut bei mir — Punkt Sieben. Wir wollen mehr darüber sprechen. Jedenfalls können Sie Niemand fordern, weil er Sie langweilig nennt.“

„Nicht fordern! Was soll ich denn thun?“

„Lachen — wenn Sie ihn sehen, den Kopf schütteln und sagen — Ah, Balfour, Sie sind ein kläglicher Mensch!“

Es gelang dem Obersten, die Herausforderung zu hintertreiben, aber der Zorn Nugent's

gegen den besten der Freunde blieb so heftig, wie zuvor. Er lehnte die Einladung des Obersten ab — er sollte in der Familie Lennox essen. Während dessen ging er in den schattigen Theil des Kensington-Gartens, um seinen Gedanken nachzuhängen.

Er setzte sich in eine Laube, und moralisirte über die Namen, Daten und Witze, welche dort Hände, die längst verwest sind, der Bewunderung der Nachwelt hinterlassen haben.

Eine heitere Gesellschaft näherte sich diesem Verstecke. Man hörte sie schon aus der Ferne reden und lachen. „Ja,“ sagte eine scharfe, harte Stimme, an der Nugent einen der Mode-Witzlinge erkannte — „ja, Lady Lennox, ich habe Sie mit Nugent sentimentalisiren hören — pfui! Wie können Sie Ihre Zeit so nutzlos wegwerfen?“

„Ach, der arme junge Mensch! Er ist freilich bien bête mit seinen schönen Phrasen und dergleichen; aber er ist doch bei alledem ein gutes Geschöpf und sehr nützlich.“

„Wie so?“

„O, er ist immer bereit, einen leeren Platz bei Tische auszufüllen; er leiht mir seine Wagenpferde, wenn meine krank sind; unterschreibt

für mich zu meinen milden Beiträgen, und versorgt den Salon mit Blumen. Mit Einem Worte, wäre er vernünftiger, so wäre er nicht so angenehm; sein Reiz liegt in seiner Beschränktheit."

Welch eine Beschreibung des talentvollsten, interessantesten der jungen Männer in dem Munde der sentimentalsten aller Mütter! Nugent war wie vom Donner gerührt! die Gesellschaft zog vorüber, ohne ihn zu bemerken.

Er raste, fluchte, war wüthend. Er sollte heute bei ihr speisen. Nein! Aber einen Brief wollte er der Lady schreiben — jedes Wort ein Dolch! Allein die Tochter — Charlotte war nicht bei der Gesellschaft gewesen. Charlotte — o! Charlotte war ein ganz anderes Wesen, als die Mutter — das natürlichste, einfachste Geschöpf von der Welt, und sie liebte ihn offenbar. Da konnte er sich wenigstens nicht irren. Ja; um ihretwillen wollte er zum Diner gehen und seinen gerechten Unwillen ersticken.

Er ging zu Lady Lennox. Es war große Gesellschaft. Der junge Marquis von Austerly war eben von seinen Reisen zurückgekehrt. Er

saß neben der liebenswürdigsten der Töchter. Nugent war vergessen.

Nach Tische fand er jedoch Gelegenheit, Charlotten einige Worte ins Ohr zu flüstern. Er wagte einen zärtlichen Vorwurf und bat sie, das Lied zu singen: „Wir sahen uns in einem großen Kreise.“ Charlotte war heiser — hatte sich erkältet. Charlotte konnte nicht singen. Nugent verließ Zimmer und Haus. Als er an die Ecke der Straße kam, besann er sich, daß er seinen Stock zurückgelassen habe. Er ging zurück und freute sich (denn er war wirklich verliebt), daß er eine Entschuldigung hatte, dem einfachsten, natürlichsten Geschöpf von der Welt einen bösen Blick zuwerfen zu können, der sie die ganze Nacht nicht sollte schlafen lassen. Er eilte in den Salon hinauf, und Charlotte entzückte eben den Marquis von Austerly, der über ihren Stuhl lehnte, mit dem Liede: „Wir sahen uns in einem großen Kreise.“

Charlotte Lennox war jung, liebenswürdig und verschmitzt. Lord Austerly war jung, unerfahren und eitel. Es verging kein Monat, so trug er seine Hand an und wurde angenommen.

„Schon gut! schon gut!“ sagte der arme Nugent eines Morgens, aus seinen Träumen

erwachend; in meiner Freundschaft betrogen, in meiner Liebe getäuscht, blieb mir doch noch das Vergnügen des Wohlthuns. Die Freundschaft verläßt uns bei dem ersten Abschnitt des Lebens, die Liebe beim zweiten, Wohlthätigkeit dauert bis an den Tod. Der arme Gilpin! Wie dankbar er ist. Ich muß sehen, ob ich ihm die Stelle außerhalb Landes verschaffen kann." Um sich zu zerstreuen, nahm er ein neues Journal zur Hand. Die Seite, die er aufschlug, enthielt gerade einen heftigen Ausfall gegen ihn selbst, gegen seine schöne Erzählung im Keepsake. Die Satyre beschränkte sich nicht auf das Werk, sie erstreckte sich auf den Verfasser selbst. Er war ein Phantast, ein Narr, ein Tropf, ein geistiger Zwerg, ein erbärmliches Geschöpf und eine Mißgeburt! So etwas ist eine angemessene Lectüre für einen verstimmten Menschen, besonders wenn er noch nicht daran gewöhnt ist. Nugent hatte eben das Journal in die andere Ecke des Zimmers geworfen, als sein Advokat hereintrat, um mit ihm eine Hypothek in Ordnung zu bringen, die der großmüthige Nugent bereits hatte auf seine Güter aufnehmen müssen. Der Advokat war ein angenehmer, unterhaltender Weltmann, der an Gesellschaft ge-

wöhnt war, denn er war die Bedürfnisse junger Leute gewohnt. Er bemerkte, daß Nugent etwas übelgelaunt war. Er schrieb dieß, natürlich genug, der Hypothek zu, und knüpfte zuerst, um ihn zu zerstreuen, eine allgemeine Unterhaltung an.

„Was gibt es doch für Schurken auf der Welt!" sagte er. Nugent seufzte. „Diesen Morgen, zum Beispiel, ehe ich zu Ihnen ging, war ich schon mit einer merkwürdigen Sache beschäftigt. Ein Gentleman gab seinem Schwiegersohn ein Vermögens-Attest, damit er sich um einen Wahlflecken bewerben könne; der Schwiegersohn behielt die Anweisung und prellte so den guten Mann um mehr als drei Pfund jährlich. Gestern hatte ich gegen einen betrügerischen Bankerott zu arbeiten — ein Muster von langer, überlegter, kaltblütiger, entschlossener Schurkerei! Und wenn ich Sie verlasse, so muß ich sehen, was gegen einen literarischen Schwindler zu thun ist, der auf den Grund eines schwindsüchtigen Hustens und eines Traueranzugs schon seit zwei Jahren ganz anständig von fremdem Mitleiden lebt."

„Ha!"

„Er hat jetzt eben die schändlichste Betrüge-

rei begangen, ein Falsum auf den Namen seines Onkels, der sich schon zweimal entblößt hat, um den Spitzbuben von Neffen zu retten, und der sich jetzt diesem neuen Verlust unterwerfen muß, wenn er nicht durch einen Criminalproceß die Schande seiner Familie bekannt machen will. Der Neffe that es natürlich, weil er meines Clienten Gutmüthigkeit kennt, und so muß Jeder im Verhältniß seines weichen Herzens leiden."

„Ist nicht sein Name Gil — Gil — Gilpin?" stammelte Nugent.

„Derselbe! O, hat er Sie auch angeführt, Herr Nugent?"

Ehe unser Held antworten konnte, ward ihm ein Brief überbracht. Nugent brach ihn auf; er kam von dem Herausgeber des Journals, in welchem er so eben seine eigene Verurtheilung gelesen hatte. Er lautete so:

„Sir! — Da ich in dem vergangenen Monat wegen dringender Geschäfte von London abwesend, und die Redaction des — Magazins dadurch einem Andern zugefallen war, der seine Pflichten sehr schlecht wahrgenommen hat, so habe ich erst heut, am Tage meiner Rückkehr, zu meinem großen Staunen und Kummer ge-

sehen, welch' unverantwortlicher, persönlicher Angriff in das Heft von diesem Monat aufgenommen worden ist. Ich kann Ihnen nicht genug mein Bedauern darüber zu erkennen geben, um so mehr, da ich finde, daß der in Rede stehende Artikel nur von einem literarischen Söldner geschrieben ist. Um Sie von meinem Leidwesen, wie von meinem Entschlusse zu überzeugen, künftig solch' unwürdiges Verfahren zu verhindern, lege ich hierbei einen zweiten und noch heftigeren Angriff bei, der uns für das nächste Heft zugeschickt wurde, und für den sich leider der gewissenlose Verfasser bereits von den Herausgebern ein Honorar verschafft hat. Ich habe die Ehre u. s. w."

Nugents Blicke fielen auf den Einschluß; es war die Handschrift des Herrn Gregor Gilpin, des dankbarsten aller bedrängten Schriftsteller.

„Sie sehen mir heute so melancholisch aus, mein lieber Nugent," sagte Oberst Nelmore, als er seinem jungen Freunde begegnete, wie er mit niedergeschlagenen Augen in der alten Anlage von St. James-Park spazieren ging.

„Ich bin unglücklich," antwortete Nugent

seufzend, „ich bin unzufrieden; das Leben hat seinen Glanz verloren.“

„Ich bin gern in Gesellschaft eines Schwermüthigen,“ sagte der Oberst. „Lassen Sie uns zusammen, tête-à-tête, an meinem Junggesellen-Tisch speisen. Sie haben mir schon einmal eine abschlägliche Antwort ertheilt; werde ich dießmal glücklicher sein?“

„Ich werde einen traurigen Gesellschafter abgeben,“ entgegnete Nugent, „aber ich bin Ihnen sehr verbunden und nehme Ihre Einladung mit Vergnügen an.“

Oberst Nelmore hatte einige funfzig Jahre auf sich. Er hatte seiner Zeit auch das Unglück kennen gelernt, und Manches von der rauhen Wirklichkeit des Lebens erfahren. Aber er hatte nicht umsonst gelebt und gelitten. Er war kein Theoretiker und affectirte nicht den Philanthropen; aber er war zufrieden mit seinem kleinen Vermögen, beliebt trotz seiner Zurückgezogenheit, ein scharfer Beobachter bei seiner Lust am Studium, und that namentlich viel Gutes im Allgemeinen, eben weil er sich an kein besonderes System hielt.

„Ja,“ sagte Nugent, als sie nach Tische nebeneinander saßen, und der jüngere Mann dem

älteren, der seines Vaters innigster Freund gewesen war, offenbart hatte, was ihm als das beispielloseste Unglück erschien, „ja," sagte er, nachdem er die Treulosigkeit Balfours, den Verrath Charlottens und die Schurkereien Gilpin's geschildert hatte, „ich erkenne jetzt meinen Irrthum; ich liebe meine Nebenmenschen nicht mehr; ich baue nicht mehr auf die Liebe, Freundschaft, Aufrichtigkeit oder Tugend der Welt; ich will mich nicht mehr so offenen Herzens dieser großen Heerde von Schelmen hingeben; ich will die Menschen nicht fliehen, aber verachten."

Der Oberst lächelte. „Setzen Sie Ihren Hut auf, junger Freund, und begleiten Sie mich zu einem kleinen Besuche. Nein, keine Entschuldigung: es ist nur eine alte Dame, die mir erlaubt, zuweilen bei ihr Thee zu trinken." Nugent machte Einwendungen, willigte aber doch ein. Die beiden Herren begaben sich nach einem kleinen Hause in Regent-Park. Sie wurden in den Saal geführt, wo sie eine blinde alte Dame von heiterem Aussehen und einnehmendem Wesen fanden.

„Und was macht Ihr Sohn?" fragte der Oberst nach den ersten Begrüßungen, „haben Sie ihn kürzlich gesehen?"

„Kürzlich gesehen? Sie wissen ja, daß er selten einen Tag vorübergehen läßt, ohne zu mir zu kommen, oder mir zu schreiben. Seit ich von der Blindheit heimgesucht worden bin, könnte, obgleich er nichts von mir zu hoffen hat, und obgleich ich durch mein Witthum offenbar eine Last für ihn sein muß, da er mit einem beschränkten Einkommen viel in der Welt lebt, seit der ganzen Zeit könnte er doch nicht aufmerksamer, zärtlicher gegen mich sein, wenn ich auch die reichste Mutter in England, und Alles zu meiner eigenen Verfügung wäre. Er gibt gern die heiterste Gesellschaft auf, um mir vorzulesen, wenn ich nur im Geringsten unwohl oder mißgestimmt bin, und er hat seine Pferde verkauft, um damit Miß Blansly zu bezahlen, da ich von meinen eigenen Einkünften den Gehalt nicht bestreiten konnte, um den eine so ausgezeichnete Tonkünstlerin meine Gesellschafterin werden wollte. Musik, wissen Sie, ist jetzt mein Hauptgenuß. O, er ist das Muster der Söhne; die Welt hält ihn für verschwenderisch und herzlos; aber könnte sie ihn nur sehen, wie zärtlich er gegen mich ist!" rief die alte Dame mit gefalteten Händen, indem ihr die Thränen aus den Augen strömten. Nugent war hingerissen;

der Oberst munterte die Dame auf, fortzufahren; und Nugent meinte, er habe nie einen angenehmern Abend verbracht, als während er ihren mütterlichen Anpreisungen eines liebevollen Sohnes zugehört.

„Ach, Oberst," sagte er, als sie das Haus verließen, „wie viel weiser sind Sie gewesen, als ich: Sie haben Ihre Freunde mit Umsicht gewählt. Was gäbe ich darum, wenn ich einen Freund hätte, wie dieser gute Sohn sein muß! Aber Sie haben mir noch den Namen der Dame nicht gesagt!"

„Geduld," antwortete der Oberst, eine Prise nehmend. „Ich habe noch einen Besuch zu machen."

Nelmore ging in eine kleine Gasse, und klopfte an ein niedriges Häuschen. Eine Frau mit einem Kinde an der Brust öffnete, und Nugent stand in einem jener Kreise heiterer Armuth, an deren Anblick der Reiche so viel Behagen findet.

„Aha!" sagte Nelmore, sich umsehend; „es sieht jetzt recht anständig hier aus; euer Wohlthäter hat sein Werk nicht bloß halb gethan."

„Gott segne ihn! Ach, Herr, wenn ich denke, wie er selbst in Noth ist, wie oft er um Geld

verlegen ist, wie er von der Welt verläumdet wird, so kann ich gar nicht sagen, wie dankbar ich bin und sein muß. Er hat es sich abgestohlen, um uns zu nähren, und das bloß, weil er meinen Mann in der Jugend gekannt hat."

Der Oberst ließ die Frau sich ausreden — Nugent trocknete sich die Augen und ließ seine Börse zurück. „Wer ist," rief er, als sie wieder auf der Straße waren, „dieser bewunderungswürdige, sich selbst aufopfernde Mann? Er ist selbst in Noth — könnte ich ihm helfen! O, Sie haben mich bereits mit der Welt ausgesöhnt. Ich sehe jetzt, warum Sie mich hierher geführt haben; es gibt gute Menschen, wie schlechte. Nicht alle sind Balfours und Gilpins! Aber nennen Sie, nennen Sie mir den Wohlthäter dieser armen Leute!"

„Warten Sie," sagte der Oberst, als sie in Oxfordstreet einbogen, „das trifft sich schön. Ich sehe da eine gute Frau, mit der ich sprechen möchte. Nun, Mistreß Johnson," redete er eine rüstige, artige, achtbar aussehende Frau von vorgerückten Jahren an, die, einen Korb am Arme, aus einem Oelladen heraustrat, „nun, ich sehe, Sie arbeiten in Ihrem Berufe — machen

Ankäufe für die Wirthschaft. Und wie geht es Ihrer jungen Dame?"

„Recht gut, Sir, Gottlob! recht gut," antwortete die alte Frau mit einem Knixe. „Und Ihnen doch auch, Sir?"

„Ich denke, in Betracht der Zerstreuungen der langen Saison, recht gut. Aber Ihre junge Herrschaft ist vermuthlich noch so frivol und herzlos, wie immer — nichts als eine Modedame, wie?"

„Sir," sagte das Weib, sich in die Brust werfend, „es gibt keine bessere Seele in der Welt, als meine junge Lady. Ich kenne sie, wie sie noch so groß war!"

„Was, sie ist wohl gar sanftmüthig?" sagte der Oberst spöttisch.

„Sanftmüthig — ich glaube, sie ist nicht im Stande, irgend Jemand ein hartes Wort zu sagen. Es gibt nicht noch einmal ein so immer gleiches, sanftes Gemüth."

„Was? Und auch nicht herzlos? Das ist zu stark!"

Herzlos! Sie pflegte mich, als ich beim Hinaufsteigen der Treppe das Bein brach, und jeden Abend, ehe sie in Gesellschaft ging, kam sie

mit ihrem süßen Lächeln in mein Zimmer und sah, ob ich nichts brauchte."

„Und Sie glauben also," Mstr. Johnson, „daß sie eine gute Frau abgeben wird, sie war eben nicht sehr verliebt, als sie sich verheirathete."

„Darüber weiß ich nichts, aber ich bin überzeugt, daß sie schon Mylords Wünsche studirt, und ich hörte ihn erst noch heut zu seinem Bruder sagen: ‚Arthur, wenn Du wüßtest, was ich für einen Schatz besitze!'"

„Sie haben sehr Recht," sagte der Oberst, indem er wieder sein natürliches Wesen annahm, „und ich sprach auch nur so, um das Vergnügen zu haben, zu sehen, wie gut und richtig Sie Ihre Herrschaft vertheidigen würden. Sie ist in der That eine vortreffliche Dame. Guten Abend!"

„Ich habe die Frau schon früher gesehen," bemerkte Nugent, „aber ich kann mich nicht besinnen, wo; sie scheint Haushälterin in irgend einer Familie zu sein."

„Allerdings."

„Wie wohl thut es," seufzte Nugent, „wenn man von weiblichen Vorzügen in der großen Welt hört. Es war klar, daß die ehrliche Frau

es aufrichtig mit ihren Lobeserhebungen meinte. Glücklicher Gatte, wer es auch sein mag!"

Sie waren jetzt wieder im Hause des Obersten. „Lassen Sie mich doch einmal diese Stelle lesen," sagte Nelmore, indem er das Buch eines französischen Philosophen öffnete, „und da ich das Französische nicht wie ein Eingeborner ausspreche, so will ich es lieber übersetzen."

„Um die Menschen zu lieben, erwarte man nur wenig von ihnen; um ihre Fehler ohne Bitterkeit zu sehen, müssen wir uns gewöhnen, ihnen zu verzeihen und einzusehen, daß Nachsicht eine Gerechtigkeit ist, welche die menschliche Gebrechlichkeit von der Weisheit verlangen darf. Nichts aber ist mehr geeignet, uns zur Nachsicht zu stimmen, unsre Herzen gegen den Haß zu verschließen, und sie den Grundsätzen einer menschlichen und sanften Moral zu öffnen, als eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Deshalb sind auch immer die weisesten Menschen, die nachsichtsvollsten gewesen u. s. w."

„Und nun machen Sie sich auf eine Ueberraschung gefaßt. Der gute Sohn, den Sie so bewundert, den Sie sich zum Freund gewünscht haben, ist Capitain Balfour. — Der edle, sich selbst aufopfernde Mann, dem Sie so

großmüthig zu helfen verlangten, ist Herr Gilpin; — und die junge Dame, welche in dem Strudel der Schönheit, Gesundheit, des gesellschaftlichen Lebens, und der Eroberungen das Krankenzimmer ihrer Dienerin besuchen konnte, und in der ihr Gatte einen Schatz entdeckt, ist Charlotte Lennox!"

„Gerechter Himmel," rief Nugent aus, „woran soll ich denn glauben? Bin ich verblendet gewesen, und sind Balfour, Gilpin und Miß Lonnex am Ende Muster von Vollkommenheit?"

„Nichts weniger als das: Balfour ist ein wüster Verschwender von lockerer Moral, dessen Ehre nicht weit reicht; er sah, daß Sie bestimmt waren, die Erfahrung theuer zu erkaufen, er sah, daß Sie bestimmt waren, von Jemand geplündert zu werden, und so dachte er, er könnte sich wohl selbst um den Gewinn bewerben. Er lachte hinterher auf Ihre Kosten, aber nicht, weil er Sie geringschätzte, denn ich glaube im Gegentheil, daß er Sie auf seine Art recht gern hatte, — sondern weil in der Welt, in welcher er lebt, sich Jeder über seine Bekannten zu lachen erlaubt. Charlotte Lennox sah eine gute Partie in Ihnen, ja ich glaube sogar, daß sie wirklich etwas auf Sie hielt, aber

man hat ihr von jeher vorgepredigt, daß Equipage, Rang und Reichthum besser, als Liebe sei. Sie konnte der Versuchung, Marquise Austerly zu werden, nicht widerstehen, und unter zwanzig Mädchen könnte es nicht Eine; aber darum ist sie nicht weniger gutherzig und sanftmüthig und wird darum doch eine gute Herrin und eine erträgliche Frau sein; Gilpin ist der schlechteste von den Dreien. Gilpin ist ein offenbarer Schurke; aber Gilpin ist in offenbarer Noth. Es that ihm wahrscheinlich leid, als er Sie angriff, nachdem Sie ihm so reichliche Wohlthaten erwiesen hatten, aber da er ein seichter Tropf ist, so haben ihm die Journale vielleicht nichts Anderes abkaufen wollen, außer Schmähungen. Sie müssen nicht glauben, daß er Sie aus Bosheit, Undankbarkeit oder Frechheit verläumdet hat; er that es nur, um der zehn Guineen willen. Und doch ist Gilpin ein Mensch, der, nachdem er seinen Vater um zehn Guineen geprellt hat, in der augenblicklichen Freude fünf davon einem Bettler schenkt. In diesem Falle wurde er jedoch durch ein beßres Gefühl getrieben; er half einem Freunde aus seiner Knabenzeit — nur wenige Menschen vergessen diese Jugendbande, wenn sie auch an-

dere brechen. Ihr Irrthum bestand nicht bloß einfach darin, daß Sie die schlechtesten Leute für die besten hielten; sondern es war ein doppelter: Sie hielten einen gewöhnlichen Schlag von Menschen erst für die Besten, dann für die Schlechtesten; Sie nahmen einen liebenswürdigen Bekannten für einen innigen Freund, Sie glaubten, daß ein Mann in Noth auch ein Mann von Verdienst sein müßte, und daß ein artiges, sanftes Mädchen das höchste Muster der menschlichen Natur sei; darauf aber waren Sie im Begriff, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, und eben so wenig Unterschied in Ihrem Argwohne, als früher in Ihrer Leichtgläubigkeit zu machen. Ich wünschte, ich könnte mir schmeicheln, Sie von dem letzteren Irrthume, dem gefährlichsten von beiden, gerettet zu haben."

„Das haben Sie, mein lieber Nelmore, und nun leihen Sie mir Ihren Philosophen."

„Mit Vergnügen; aber Eine kurze Maxime wiegt Alles auf, was die Philosophen Ihnen lehren können, denn die Philosophen können sie nur ausarbeiten: sie ist einfach und heißt: — „Nimm die Welt, wie sie ist!"

dere brechen. Ihr Irrthum besteht nicht bloß einfach darin, daß Sie die schlechtesten Leute für die besten hielten; sondern es war ein doppelter. Sie hielten einen gewöhnlichen Schlag von Menschen erst für die Weisen, dann für die Schurken; Sie nahmen einen liebenswürdigen Mechaniker für einen sinnigen Freund. Sie glaubten, daß ein Mann in Noth auch ein Mann von Verdienst sein müsse, und daß ein ewiges, sanftes Mädchen das höchste Muster der menschlichen Natur sei; darauf aber, waren Sie im Begriff, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, und eben so wenig Unterschied in Ihrem Argwohne, als früher in Ihrer Leichtgläubigkeit zu machen. Ich wünschte, ich könnte mir schmeicheln, Sie von dem letzteren Irrthume, dem gefährlichsten von beiden, geheilt zu haben."

„Das haben Sie, mein lieber Melmore, und nun lehren Sie mir Ihren Philosophen."

„Mit Vergnügen; aber Ihre eigne Erfahrung zeigt Alles auf, was die Philosophen Ihnen lehren können, denn die Philosophen können sie nur auseinander: sie ist einfach und heißt: — „Nimm die Welt, wie sie ist."

Knebworth.

Knebworth.

Die Engländer glauben vorzugsweise eine besondere Anhänglichkeit an den heimathlichen Heerd, die nationelle Ueberzeugung von der Heiligkeit seines freundlichen Asyls zu haben. Aber die Alten scheinen ebenfalls die „veneranda domus“ mit Liebe und Verehrung betrachtet zu haben. Auch sie hielten den gastlichen Heerd für den Mittelpunkt unaussprechlicher Genüsse — ihre lieblichsten Dichter verweilen bei seinen Reizen — das Haus sowohl, wie der Tempel, hatte sein Allerheiligstes, welches der nicht eingeweihte Fremde ungeheißen nicht profaniren durfte; die Hausgötter waren dessen besondere Gottheiten, die am herzlichsten angerufen, am frömmsten bewahrt wurden. Und es war ein schöner Aberglaube, der der Hausgötter! Ein schöner Begriff war es, daß unsere Vorfahren,

für uns wenigstens, zu Gottheiten wurden, und mit unnachlassender Zärtlichkeit über den Schauplatz ihrer ehemaligen glücklichsten Gefühle und ungetrübtesten Freuden wachten: eine solche Verehrung läßt sich nicht nur bis auf die ältesten Zeiten, über die Epoche der civilisirten Völker hinaus nachweisen, welche wir gewöhnlich „die Alten" nennen, sondern sie findet sich auch noch in Kraft bei den wilden Stämmen. Es gehört zu den umfassenden Beweisen, wie wenig der Tod die Liebe überwinden kann.

Aber bei uns bedarf es keiner gemeißelten Aehnlichkeit, keiner kindischen Idolatrie äußerlicher Bilder. Wir tragen unsre Penaten in und außer dem Hause bei uns, ihr Atrium ist das Herz. Unsre Hausgötter sind das Andenken an unsre Kindheit — die Erinnerungen an den Heerd, um den wir uns versammelten, an die pflegenden Hände, welche uns liebkosten — an den Schauplatz von Leiden, Freuden — die Sorgen, Hoffnungen — das unaussprechliche Sehnen der Liebe, welches uns zuerst mit der Heimlichkeit und der Heiligkeit der Hausstätte bekannt machte. Ich fühlte mich eines Tages wahrhaft ergriffen, als ich eine irländische Hütte besuchte, welcher die Lady Gütig (aus dem Lust-

spiele) in ihrer herablassenden Güte die anmuthige Zierlichkeit eines englischen Häuschens ertheilt hatte, indem sie Rosen an der Mauer hinziehen, die Fenster mit Scheiben versehen, und den Lehmboden dielen ließ, ich fühlte mich wahrhaft ergriffen von der schlichten Wahrheit, mit welcher sich der arme Bauer ausdrückte, als er halb dankbar, halb ärgerlich auf die Veränderung blickte. „Das ist Alles recht schön," sagte er in seinem Dialekte, „aber die gute Dame weiß nicht, wie werth einem armen Manne jedes Ding ist, das ihn an die Zeit erinnert, wo er noch spielte, statt zu arbeiten — diese großen Leute verstehen uns nicht." Das war sehr wahr; auf diesem Lehmboden hatte er als Kind gespielt, an diesem Heerde mit seinem ewigen Rauche, welcher jetzt durch neue Pforten das unerfreuliche Tageslicht zuließ, hatte er gesessen und mit den liebevollen Herzen gekost, die nicht mehr schlagen. Diese neuen Verbesserungen betrübten und verwirrten ihn, nicht weil es Verbesserungen, sondern weil sie neu waren. Sie reihten sich nicht an die Erinnerungen seiner Kindheit; die großen Leute verstanden ihn nicht; sie verachteten seine Gleichgültigkeit gegen größere Bequemlichkeiten. Ach! sie sahen nicht

ein, daß in dieser Gleichgültigkeit die volle Poesie des Gefühls lag. Die gute Dame selbst wohnte in einem altmodischen, ungefügigen Schlosse. Wie? Wenn nun ein tyrannischer Wohlthäter dessen trübe Zimmer und düstre Gallerien zu einer modernen, wohlproportionirten und schlicht freundlichen Wohnung umgeschaffen hätte, wäre es ihr wohl recht gewesen? Würde sie nicht die Kinderstube vermißt haben, in der sie gespielt hatte? Das kleine Wohnzimmer, an dessen Kamin die Phantasie ihr noch das Gesicht ihrer längst dahingeschiedenen Mutter vor Augen rief? Würden Ottomanen, Trumeaux den alten, wurmstichigen Sessel ersetzen, in welchem ihr Vater an den Sabbath-Abenden aus der heiligen Schrift vorlas? oder den kleinen trüben Spiegel, in welchem sie vor dreißig Jahren ihr jungfräuliches Erröthen bemerkte, wenn plötzlich ein theurer Name genannt wurde? Nein, ihr altes, väterliches Haus bleibt ihr, so unzierlich es ist, lieber, als ein neuer Palast; warum fällt ihr nicht ein, daß dieselben Gefühle dem Bauer „die Hütte, an die sich seine Seele schmiegt," theurer machten, als das neue Haus, welches für ihn ein Palast ist? Warum soll das, was bei dem Reichen ein edles und zartes

Gefühl ist, bei den Armen als eine thierische Apathie verachtet werden? Der Bauer hatte Recht — „die großen Leute verstehen ihn nicht!"

Bei den angestrengten Arbeiten, welche mir von meiner frühesten Jugend an auferlegt wurden, gehört es zu meinen größten Genüssen, auf kurze Zeit nach dem Ort zurückzukehren, wo die glücklichsten Tage meiner Kindheit hinschwanden. Es ist ein altes herrschaftliches Gebäude, welches meiner Mutter, der Erbin des ehemaligen Besitzers desselben, gehört. Das Haus, welches früher von großem Umfang und zu verschiedenen Epochen, von dem zweiten Kreuzzug an bis zur Regierung der Elisabeth, in einem viereckigen Raum herum gebaut worden war, befand sich, als es in ihre Hände kam, in einem so verfallenen Zustande, daß man drei Seiten wieder einreißen mußte; die vierte, die noch übrig und deren Bau bedeutend verschönert worden ist, bildet noch immer eines der größten Häuser der Grafschaft und enthält die alte, getäfelte Halle mit ihrer hohen Decke und der Gallerie oben für die Musik. Der Platz hat einige Aehnlichkeit mit Penshurst (dem Sitze Sir John Sidney's), und seine ehrwür-

digen Alleen, welche vom Hause an den Abhang des Parkes herabführen, und weite Aussichten auf die mit Häusern und Thürmen besetzten Hügel gegenüber eröffnen, gaben der Gegend jenen eigenthümlich englischen Charakter von theilweiser Pracht und allgemeiner Bebauung, mit welcher die Dichter zu Elisabeths Zeiten sich so gern beschäftigten. Die Kirche, wie das oft bei ähnlichen Wohnplätzen der Fall ist, steht im Parke, einen Bogenschuß vom Hause, und früher berührten die Mauern des äußeren Hofes beinahe den grünen Vorplatz, welcher das heilige Gebäude umgab. Der ehemals der heiligen Maria geweihte Tempel selbst ist grau und veraltet, von der einfachsten Bauart des gothischen Kirchenstyls, und da er auf dem Gipfel des Hügels steht, so vermischt sich in der Entfernung sein Thurm mit den Zinnen des Hauses, so daß Alles nur Eine Masse erscheint. Weiter hin rechts, den Hügel halb herunter und in der Nähe einer von Bäumen umkränzten Schlucht liegt ein achteckiges Gebäude von der schönen griechischen Form, das die jetzige Eigenthümerin errichtet hat — es ist die Familiengruft. Eingehägt gegen das Wild zieht sich ein schmales Stück Land herum, das mit Blu-

men, diesen schönsten Kindern der Erde, bepflanzt ist, welche zu allen Zeiten den Todten geweiht waren. Die Neuheit dieses Gebäudes, welches gegen die übrigen in der Nähe absticht, scheint mir eben durch den Contrast dessen Tendenz noch erhebender zu machen. Es steht allein in der imponirenden Landschaft mit ihren uralten Hügeln und Bäumen, ein Prototyp des Gedankens an den Tod, ein Denkmal, das von der lebenden Generation ausgehend, dieselbe an seinen frischen Lebensvertrag und an dessen nahendes Ende mahnt. Denn mit all unserm gerühmten Geschlechtsalter sind wir doch nur die Ephemeren des Bodens und stehen, was unsere Sterblichkeit betrifft, auf gleicher Stufe mit dem, was am wenigsten alt wird.

Die regelmäßigste und majestätischste der Alleen, welche ich beschrieben habe, führt zu einem Wasser, welches am Ende des Parkes liegt. Es ist im Verhältniß zu dem Gute nur klein, aber es ist klar und tief, und der Strom bleibt, durch irgend einen unterirdischen Zufluß genährt, frischer, stärker, als sein Anfang erwarten ließ. Am entgegengesetzten Ufer ist eine kleine Fischerhütte, die aus einem dichten und dunklen Gebüsch von Tannen, Lerchenbäumen und Ei-

chen weiß hervorblickt, durch die wieder hier und da die rothen Beeren der Eberesche durchschimmern; dahinten auf der andern Seite des braunen, moosbewachsenen Wildgehäges zieht sich ein Wald in beträchtlicher Ausdehnung hin. Dies, das entferntere Ufer des Wassers, ist mein Lieblingsplatz. Hier pflegte ich als Knabe die ganze Ferienzeit zu verweilen, mich träge im Sommermittage zu sonnen und Schlösser in die wolkenlose Luft zu bauen bis zum Sinken des Tages.

Das Schilf wuchs damals lang und dunkelgrün längs des Randes auf; und obgleich es seither vor der neuernden Sichel gefallen ist, und ich nicht mehr den Wind durch diese frühsten Flötenröhre ziehen und seufzen höre, so duftet doch noch der Rasen vom Frühling bis zum Herbst von unzähligen Gesträuchen und wilden Blumen und dem ausströmenden Geruche des süßen Thymians. Und nie habe ich einen Platz gesehen, den die Schmetterlinge lieber besuchen, besonders jene kleine feenhafte, blaugeflügelte Art, welche zahmer ist, als die übrigen, und uns fast zur Bewunderung einzuladen scheint, wenn sie sich der Gnade des Kindes hingibt, wie das Rothkehlchen der

des Mannes. Die Spielarten der Stechfliege schießen schimmernd in der Sonne durch die Zweige und längs dem Wasser hin. Es ist eine Welt, welche die schönsten des Insectengeschlechtes zu der ihrigen gemacht zu haben scheinen. Es liegt etwas in dem Summen und Leben eines Sommermittags, was einen unaussprechlichen Reiz für die Träume der Phantasie hat. Es füllt uns mit einem Bewußtsein des Lebens, aber eines uns fremden Lebens — es ist die Fülle der Schöpfung selbst, welche rings um uns überquillt. Der Mensch ist abwechselnd, aber das Leben ist da. Wer hat nicht schon Stunden an solch einem Platze verbracht, Träume gehegt, welche in keiner Verbindung mit der Erde stehen, und mit halbgeschlossenen Augen mit idealen Gebilden geschwärmt.

Auf das duftende Gras gestreckt, sehe ich an dem anderen Ufer die stille Kirche, wo die rauhen Vorfahren des Weilers schlafen — das Mausoleum, wo zuletzt meine eigene Asche ruhen wird, und die Thürme der Wohnstätte meiner Kindheit. Alles ist so einsam und doch so beredt! Jetzt neigt sich das Farrenkraut am Abhange, und der Hirsch nähert sich mit seinem stattlichen Schritte der Wasserseite, um zu ru-

hen und zu trinken. O Nymphen! — O Feen! O Poesie, ich bin wieder euer!

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber jedes Jahr, wann ich diese Plätze besuche, bedarf ich ihres Trostes immer mehr. Meine vergangene Jugend taucht in bleicheren und trüberen Farben vor mir auf, und die Vergangenheit verstimmt mich mehr gegen die Gegenwart. Und doch ist beinahe jedes Jahr eine Sprosse zu dem Ehrgeize meiner Kindheit gewesen und hat mich dem Ziele meiner jugendlichen Träume näher gebracht. Nicht der Geist hat sich getäuscht gesehen, aber das Herz. Welche Bande sind zerrissen, welche Neigungen verletzt worden! Keine Zelle birgt die Egeria meiner Hoffnungen, keine Beschwörung kann sie jetzt mehr rufen! Jeder Ruheplatz in dem Leben des Ehrgeizigen wird zugleich durch die Trophäe und das Grab bezeichnet. Aber namenlose Menschen haben das Grab ohne die Trophäe!

Knebworth ist ein kleines, abgelegenes, alterthümliches Dorf, obgleich es nur dreißig Meilen von London liegt; es besteht aus zerstreuten Hütten, vor deren Thüren hier und da ein breiter grüner Fleck Brachland sich befindet;

die eine Seite des grasbewachsenen Weges, welcher die Hauptstraße ausmacht, ist durch das Pfahlwerk des kleineren Parkes begränzt, welcher nicht für das Wild bestimmt ist. Das Haus des Verwalters und das des Geistlichen sind, mit Ausnahme des Schlosses selbst, die einzigen, welche auf Anständigkeit Anspruch machen. Und doch fand hier Dame Natur ihre Spielarten, und mannigfach waren sie, und gehörig abgesondert, als wir zuerst in der unbegränzten Geselligkeit der Kindheit die Freundschaft eines jeden Dorfbewohners nachsuchten. Der derbe Förster, ein herzhafter, trotziger Mensch, dessen Name ein Erbstück des Gutes war, und der viele Jahre später unter einem anderen Gutsherrn in einem denkwürdigen Handgemenge mit den unversöhnlichen Wilddieben fiel; — der einfältige, glotzende Idiot, der sich vor der Thür des Gärtners sonnte, bei dem er wohnte, ein privilegirter Kostgänger, der vor Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang still saß, (welch Staunen erregte nicht diese sonderbare, passive Existenz in uns, den heftigen, wilden Knaben! Wie drängten wir uns um ihn und sahen ihn an und wunderten uns, daß er seine Zeit verbringen könne, ohne zu spielen oder zu

arbeiten!) — der einzige Bettler-Patriarch des Ortes, der mehr aus Faulheit, wie aus Mangel zu betteln schien, denn wenn er seinen Hut abzog, fiel sein langes, schneeweißes, zu beiden Seiten gescheiteltes Haar über Züge von wahrhaft apostolischer Schönheit herab, und mancher Künstler war schon stehen geblieben, um dies ehrwürdige Haupt zu zeichnen; — die Eine Laïs des Fleckens, eine kräftige, tüchtige Person, mit starken Backenknochen und einem verführerischen Lächeln, die obwohl häßlich genug, sich doch ihrer Bewundrer rühmen konnte; — dann das Genie des Dorfes, eine Frau mit nur Einer Hand, die aber Alles mit dieser Hand machen konnte, und obgleich sie namentlich der Melkerei vorstand, doch gleich geeignet zu allen anderen Geschäften des öffentlichen Lebens in einem Dorfe war. Hunde, Kühe, Pferde, — nichts konnte ohne ihre hohe Erlaubniß gesund oder krank sein; in jedem Streite war sie Zeugin, Geschworene, Richterin. Nie hatte Jemand in vollerem Maße den Geist der Geschäftigkeit besessen; sie hatte in Allem die Hand und war überall vornan, wobei sie allerdings mit ihrer Energie und ihren Künsten eine wunderbare Treue und Ergebenheit gegen ihre Gönner ver-

band. Groß, braun und muskulös, war sie, eine Art gezähmter Meg Merriles!

Aber unsre beiden Hauptfreunde bestanden in einem alten Paare, das in einem kleinen Winkel des Dorfes wohnte, und das, schon nahe seinem achtzigsten Jahre, Hand in Hand, während die Erde beinahe sechszig Mal ihren Kreislauf vollendet, fort geschlendert war und nie auf einen unfreundlichen Gedanken gegen einander gestoßen zu sein schien. Die Liebe dieser beiden alten Leute war die vollkommenste, die schönste, die ich je gesehen habe. Ihre Kinder hatten geheirathet und sie verlassen — sie waren ganz allein. Ihre schlichte Neigung war ihnen alles in Allem. Sie waren nie in London, nie über 15 Meilen von dem Fleck gewesen, wo sie waren geboren worden, und wo ihre Gebeine einst ruhen sollten. Das Fortschreiten des Wissens hatte sie nie erreicht. Sie konnten weder lesen noch schreiben. Das Alter hatte die Pforten des Geistes erstarrt, „ehe der Schulmeister seine Runde machte.“ Sie waren der Welt so unkundig, daß sie kaum den Namen des Königs wußten. Ministerwechsel, Krieg und Frieden, die Bewegungen des Lebens, waren ihnen so nichts, so wenig, wie den

rohesten Wilden des Kafferlandes. Ihrer Gedanken waren so wenig, als die Arithmetik des Geistes nur zulassen kann; aber sie verlangten nicht danach, die Summe zu vergrößern, denn die Ideen concentrirten sich in ihnen mit allem dem, was das wahre Gefühl der Liebe je den Weisesten gelehrt hat. Wenn die Strahlen ihrer Liebe aus diesem Kreise herausdrangen, so trafen sie nur die Familie, unter welcher sie vegetirten, und uns, die deren jüngste Hoffnungen waren. Uns liebten sie allerdings mit Wärme als etwas, was zu ihnen gehörte. Und es verging auch kaum ein Tag, wo wir nicht in all dem Lärm und der Lust der Knabenzeit mit einem halben Dutzend Hunden hinter uns drein in die Ruhe dieser einsamen Hütte einbrachen, über das Stacket kletterten, über die Schwelle stürmten, und mit Schuhen, welche den ganzen Tag durch Wald und Feld gestiegen waren, die ängstliche Reinlichkeit des Zimmers beschmutzten, und eben durch die Unordnung, welche wir verursachten, ihre alten Herzen froh und stolz und glücklich machten. Dann wurden die rohen Stühle hart in den Winkel des weiten Kamins geschoben — dann wurde ein frisches Holzscheit auf das Feuer gelegt — dann

bestand die alte Frau darauf, daß wir unsre von der Kälte erstarrten Hände wärmen mußten, bis einer von uns — ach, er war der Glücklichste! — das Stück Kuchen oder die Hand voll Feigen und Rosinen hervorholte, die ihnen zeigen sollte, daß man ihrer nicht vergessen habe. Und sie wurden in der That von einer mächtigeren Hand und einem zuverlässigeren Herzen, als die unsrigen waren, nimmer vergessen, denn täglich kam aus der Schloßhalle das schmackhafte Mahl, welches die alte Frau zärtlich ihrem Manne, dessen Hände gelähmt waren, zureichte, und so lange sein Hunger nicht gestillt war, saß sie still und weigerte sie sich, Theil daran zu nehmen. Wie selten ist das Alter so rein von Selbstsucht! Und wie viele junge, von den Phrasen der Poesie und den Heucheleien des Gefühls angefüllte Herzen würde das Alter dieser armen Bäuerin beschämt haben!

Ich sehe den alten Mann noch vor mir in seinem großen, hochlehnigen, gewirkten Sessel, welcher von den Meublen des alten Schlosses herrührt; in seiner Jugend hatte er zum Jagdpersonale eines früheren Gutsherrn, des Vorgängers und Oheims meines Großvaters ge-

hört, und es war ihm gelungen, der Himmel weiß, durch wie viele Jahre, einen grünen Sammtrock, dessen veralteter Schnitt recht gut zu seinen langen grauen Locken und ehrwürdigen Zügen paßte, frisch und unverschossen zu erhalten. Armer, alter Newman Hager! Einen Segen auf Dein greises Haupt — gewiß — Du lebst noch! So lange ich lebe, bist Du noch nicht ganz dahingegangen, noch nicht ganz von der vergeßlichen Erde verschlungen. Und selbst wenn auch ich Dich eingeholt habe, wird dieses uns Beide überlebende Blatt, Dich mit denen erhalten, welche die Welt nicht gern vergehen läßt! Und an der anderen Seite des Kamins saß die Genossin dieser dunklen und harmlosen Existenz, mit einem Gesichte, welchem, wenn wir da waren, nie ein Lächeln bei unsrer Ankunft, noch eine Thräne bei unsrem Scheiden fehlte. So schlicht ihre Züge auch immer gewesen sein müssen, und so verfallen und verrunzelt sie auch damals waren, so habe ich doch nie ein Gesicht gesehen, in welchem der Verstand oder die Empfindung unsrer göttlichen Natur eine schönere und rührendere Spur zurückgelassen hätte.

Zuweilen wenn der Wintertag sich seinem

Ende zuneigte, und Hunde und Kinder sich zusammen um das behagliche Feuer drängten, ergötzte es uns, den alten Mann uns von seinen dunklen Erinnerungen an die früheren Schloßherrn, von der Musik längst verhallter Hüfthörner, von der längst verschwundenen Herrlichkeit der sechsspännigen Kutschen erzählen zu lassen, und wie der Schloßherr in Scharlach und Gold gekleidet war, und wie seine Dame ihr Brokatkleid durch die Alleen nachschleppte. Aber wenn auch nur ein Kind, frug ich die guten alten Leute doch lieber nach ihren eigenen früheren Schicksalen, nach ihrer ersten Liebe, wie sie sich verheiratheten, und wie sie seitdem die Stürme der wechselnden Welt bestanden hatten.

„Und ich denke, Newman," sagte ich einst, „Ihr habt eure Frau manchmal ausgescholten;" der alte Newman schlug die Augen nieder und die Frau antwortete statt seiner.

„Nicht der Rede werth; und wenn es kam, so verdiente ich es."

„Und ich glaube, bei Lichte besehen, habt Ihr es ihm wohl eben so oft gemacht."

„Nein," sagte die alte Frau, mit einer so schönen Herzlichkeit, wie sie alle Poesie der

Welt nicht übertreffen kann, „wie kann eine Frau ihren guten Mann schmählen, der den ganzen Tag für sie und ihre Kinder gearbeitet hat? Ein Mann mag launisch sein dürfen, denn er trägt die Last, aber wer anders soll ihm den Gedanken daran vertreiben, als sein Weib? Und sie thut am besten daran, um ihrer selbst willen, denn Niemand kann lange zanken, wenn es auf der andern Seite nicht erwidert wird.“

Wer hat dieser armen Frau ihre Liebesweisheit gelehrt? Etwas Höheres, als die gewöhnliche Natur, etwas Besseres, als die beste Weiblichkeit. Denn es gibt in der That außer in Romanen, nur Wenige, denen die Natur oder Weiblichkeit ein solches Geheimniß gelehrt hat!

Und wir wuchsen auf von Kindern zu Knaben, von Knaben zu Jünglingen. Und der alte Hager starb — er starb während meiner Abwesenheit, und als ich zurückkehrte, ging ich nach dem einsamen Hause des alten Weibes; ich öffnete das Schloß — da saß sie am Kamine mit starren, glanzlosen Augen. Und Newman's hoher Sessel stand ihr gegenüber an seinem gewöhnlichen Platze und der grüne Samtrock lag sauber gefaltet auf dem Stuhle. Arme

alte Frau! Das Vergnügen über mein Erscheinen war erloschen in ihr! Jede Freude war für sie dahin! Jahr auf Jahr hatte die Zeit umsonst versucht, ihre warmen Gefühle und ihre freundliche Sympathie zu erstarren; aber eine einzige Stunde, die den Gefährten von ihrer Seite gerissen, hatte das verhängte Werk vollbracht. Newman war todt — und die Wittwe fühlte nichts mehr. Sie lebte noch — aber nur wie ein Uhrwerk. Sie schien nicht so um ihn zu trauern, daß sie gegen alles Andere gleichgültig gewesen wäre. Nur Einmal sah ich sie weinen — wir hatten sie eben aus Mitleid über ihr einsames Alter gebeten, sich eine Gesellschafterin, eine Wärterin in ihre Hütte zu nehmen. „Je eher ich todt bin, je besser,“ sagte sie. „Wie könnte ich ein fremdes Gesicht leiden, wo der alte Mann zu sitzen pflegte?“

Jetzt ist es vorbei — die zerrissene Brücke ist überschritten — sie sind wieder vereinigt. Wäre ich auch ein Atheist für mich — so würde ich doch beten, daß ein Himmel für die Armen sein möge! Wer kann ohne eine andere Welt das Räthsel der Ungleichheiten in dieser lösen?

Wie viele Stunden habe ich in Sommernächten auf dem Kirchhof verbracht, welcher

von jenem grünen, ehrwürdigen Park umschlossen ist! Dort bewahren keine unziemlichen Zierrathen noch, nachdem die große Aera der Gleichheit schon begonnen hat, die kleinlichen Unterscheidungen der Vergangenheit; — Unterscheidungen eines Tages und die Gleichheit der Ewigkeit! Dort erheben sich, meist unbezeichnet, die grünen Hügel der schlichten Todten, und wo ja der Stein eine kurze Zeit den vergessenen Namen und das entschwundene Jahr angibt, ist die Grabschrift kurz und der Stoff roh. Es ist das wahre Muster und Ideal der Landkirche, ruhig, einsam, alt, unverziert. Es ist vorzugsweise der Platz, wo der Tod nicht als Gespenst, sondern als Engel belehrt, wo er uns keine leeren Schrecken einjagt, sondern voll Beredtsamkeit in seiner erhabenen und liebevollen Moral der „Ruhe“ ist. Und wessen Herz hat nicht dem Ausspruch jener witzigen Französin *) beigestimmt, der halb eine Pointe sein sollte, aber von selbst, gegen den Willen der Sprecherin, sich zu einer einfachen höchst rührenden Wahrheit gestaltete: „Zu Zeiten fühle ich das

*) Madame Du Deffand.

Bedürfniß zu sterben, wie der Uebermachte das Bedürfniß zu schlafen empfindet!"

Dies ist das richtigste Gleichniß! Wer hat nicht, erschöpft, ermüdet und gesättigt, das Bedürfniß des Todes wie die Uebermacht des Schlafes gefühlt? Aber das ist die Lehre nicht, welche bei etwas Nachdenken die wahre Moral des Grabes ertheilt. Nein, dem Tode entnehmen wir die edle und herrliche Lehre des Lebens. Durch das Bewußtsein seiner Kürze erschüttert, werden wir auch durch seine Zwecke erhoben. Weil es kurz ist, so müssen wir es mit guten und nützlichen Thaten füllen — weil die Ewigkeit zur Hand ist, müssen wir uns durch das Wirken und Streben, welches der Seele am würdigsten ist, für deren Schwelle vorbereiten und durch die Herrlichkeit unsrer Thaten und Gedanken gleichsam von selbst zur Unsterblichkeit eingehen. Voll von diesem Ehrgeize, erheben wir uns über unsere Sorgen und Leiden hinaus; wir überwältigen den krankhaften Nebel, den die Sättigung um uns herzieht, und gewinnen den Todten eine ihrem Geiste und nicht ihrem Staube entnommene Moral ab.

Der Kirchhof — das Dorf — der grüne Rasen — die Wälder — die mit Farrenkraut

bewachsenen Hügel — das von Schilf und Thymian duftende Ufer des Sees — die dunklen Schluchten — die Ebene, wo die Hirsche lagern, das Alles zusammen macht mir dies zu einem Platze, der meine Jugend erfrischt und sie von den Einflüssen der Welt erlöst. Es hat Jeder einen solchen gesegneten und beseligenden Platz — die Kaaba der Erde — den Schauplatz seiner Kindheit — den Zauberkreis seiner liebsten Erinnerungen. Und wer hat nicht, so lange es uns noch freisteht, ihn nach Willkühr zu besuchen — so lange er noch in den theuern, heiligen Händen ist, denen er vor Zeiten gehörte — so lange noch kein Fremder an dem Heerde sitzt, und kein neuer Bewohner „die alten lieben Gesichter" verdrängt, wer hat da nicht das Gefühl gehabt, als ob er im Sturm und Wetter ein Dach über seinem Haupte habe — als ob er nicht ganz schutzlos sei — als ob das Schicksal dem Flüchtling ein Asyl — und das Leben dem Ermatteten eine Quelle bewahrt habe?

Gesegnet sei dieses Haus und seine Besitzerin! In der Nähe einer Mutter fühlen wir, daß unsre Kindheit noch nicht ganz entschwunden ist! Sie ist eine Schranke zwischen uns selbst und dem Vorrücken der Zeit. Gehetzt

und ermattet durch die Sorgen des männlichen Alters, treten wir in den der Jugend geweihten Tempel („einen Hüter uns zur Seite,"*) und unsre Verfolger schlummern, so lange wir an dem Altare weilen.

---

*) Die Furien des Aeschylus.

Die Wahl des Phylias.

Eine Erzählung.

Die Wahl des Phylias.

Phylias war ein junger Athenienser, in dem durch die Lehren des Sokrates die beiden größten Principien oder vielmehr Neigungen sich festgesetzt hatten, welche ein Staat in seinen Kindern anregen sollte: nämlich das Verlangen nach Ruhm und die Verehrung der Tugend. Er wünschte zugleich groß und gut zu seyn. Zum Unglück hegte Phylias noch eine dritte, etwas weniger erhabene, aber allgemeinere Begierde — die, geliebt zu seyn. Er dürstete nach Popularität, wie nach Achtung, und verband eine hochstrebende Seele mit einem zu empfänglichen Herzen.

Als er sich eines Tages in den Olivenpflanzungen erging, welche Cephisus einfassen, und sich jenen Träumereien über die Zukunft hingab, welche das glückliche Vorrecht der Jugend

bilden, wurden seine Gedanken in folgenden Worten laut:

„Ja, ich will mein Leben dem Dienste meines Vaterlandes widmen; ich will dem Wohlleben und der bequemen Ruhe entsagen. Fort von mir, ihr Köche Siciliens, ihr Guirlanden von Janus. In meinen Gemächern soll kein Weihrauch dampfen, kein Jonisches Lachen widerhallen. Nein, meine Jugend sey nur dem Streben nach Weisheit gewidmet und der Uebung der Tugend; so werde ich mir Größe, so mir Liebe erwerben. Denn wenn ich alle meine Freuden und Genüsse dem Wohle Andrer opfre, müssen sie mich nicht dafür ehren und achten? Müssen sie nicht darauf dringen, daß ich den Ehrenplatz bei den öffentlichen Festlichkeiten einnehme? Werden nicht alle Freunde meiner Jugend sich darum streiten, wer an meinem Herzen ruhen soll? Es ist ein Glück, tugendhaft zu seyn; aber, o Sokrates, ist es nicht ein größeres noch, wegen der Tugend allgemein geliebt zu seyn?“

Während Phylias so mit sich selbst sprach, hörte er dicht neben sich leise lachen. Etwas betroffen darüber — denn er hatte sich ganz allein geglaubt — wendete er sich hastig um,

und erblickte eine Gestalt von gar seltsamem Anschein. Es war ein hoher Mann in der Blüthe des Lebens; aber die eine Seite seines Gesichts und seiner Gestalt war durchaus verschieden von der andern: auf der einen war sein Haupt mit dem festlichen Kranze geschmückt, das Gewand flatterte lose und ungeordnet herab, und Frohsinn und Selbstgefälligkeit sprach aus den lächelnden Mienen. Es war eine Heiterkeit, eine Laune, die man lieben mußte, aber zugleich ein Zug von Leichtsinn, welchen man nicht achten konnte. Einen schneidenden Gegensatz bildete die andere Hälfte dieser sonderbaren Erscheinung; ohne Kranz noch Krone, nach der Weise eines Richters vom Areopagos wallten die Locken glatt herab, das Gewand war kostbar, aber anliegend und sittsam; der Ausdruck der Augen und der Stirn war würdig und erhaben, aber etwas nachdenkend und durch Sorge oder Studien sogar etwas bewölkt: die eine Seite war das Bild eines fröhlichen Gesellen, den man willkommen heißt und vergißt, die andere das eines strengen Mahners, vor dem man in unbewußter Furcht zurückbebt, dem man seine Achtung nicht versagen kann, aber dem man doch gerne ausweicht.

„Und wer bist Du?“ fragte der Athenienser voll Staunen und Ehrfurcht. „Aus welchem fremden Lande kommst Du?“

„Ich komme aus dem Lande der Unsichtbaren,“ antwortete die Erscheinung, „und ich bin Dein Schutzgeist. Du hast jetzt das Alter und jenen geistigen Standpunkt erreicht, in welchem es mir vergönnt ist, Dich zu warnen und Dir zu rathen. Was für eitle Träume, o Phylias, haben sich in Deine Brust eingeschlichen! Siehst Du nicht, daß Du nach zwei Gütern strebst, die eben ganz unverträglich mit einander sind — nach allgemeinem Ruhme und allgemeiner Theilnahme? Wähle eines davon, beide zusammen kannst Du nicht erreichen. Betrachte wohl die Gestalt und Hülle, in der ich Dir erscheine: willst Du geliebt seyn, so findest Du in meiner einen Hälfte das Muster, das Du nachahmen mußt; suchst Du Ruhm, so richte Dich nach der andern Hälfte; aber nie kannst Du beide zu verschmelzen hoffen! Blick noch einmal her! Gibt es einen stärkeren Contrast? Gibt es etwas, was sich mehr entgegengesetzt ist? Reib' Dein Leben nicht mit Hirngespinnsten auf! Erhebe Dich über Dein Geschlecht, und laß Dich

hassen; bleibe auf gleicher Höhe mit ihm und Du findest Liebe. Du hast die Wahl!"

„Falscher Dämon!" rief Phylias, „Du würdest mir das Leben selbst verleiden, könntest Du mich zwingen, entweder hier Haß zu finden, oder dort Verachtung zu verdienen. Du kennst meinen Sinn nicht. In ihm liegt nichts Strenges, noch Cynisches, so wenig ich im Voraus auf eine Auszeichnung rechne, die ich vielleicht erlangen mag; warum soll die Welt mich hassen, bloß weil ich ihr die Aufrichtigkeit meiner Zuneigung zu ihr beweise? Fort! Deine Rede ist Trug oder Thorheit, und Du gehörst nicht zu den guten Dämonen, von denen Sokrates zu sprechen pflegte."

Der Dämon lachte wieder. „Du wirst mich bald besser kennen lernen, und, was Dir jetzt Thorheit scheint, dann Erfahrung nennen. Du bist also entschlossen, nach Ruhm zu streben?"

„Mit ganzer Seele!" rief der Athenienser.

„So sey es; und von Zeit zu Zeit vergleiche Dich mit Glaucus. Lebe wohl!"

Die Erscheinung verschwand: nachdenkend und zerstreut kehrte Phylias nach Hause zurück.

Sein Entschluß war nicht erschüttert, sein

Ehrgeiz nicht geschwächt. Er entsagte den gewöhnlichen Freuden der Jugend, stählte seine Glieder durch Abhärtung und Mäßigkeit, und nährte die Quellen seines Geistes aus dem stillen Borne der Weisheit.

Die ersten Versuche seines Ehrgeizes entsprachen seinem Alter. Er machte die vorbereitenden Uebungen durch, und trat als Mitbewerber um die Siegerkrone in den Olympischen Spielen auf. Den Tag vorher, wo die Spiele beginnen sollten, begegnete Phylias unter der Menge, welche der Glanz der Festlichkeiten nach Olymp gezogen hatte, einem jungen Manne, den er von seiner Kindheit her gekannt hatte. Sein offenes Benehmen und seine frohe Gemüthsstimmung machten Glaucus zum Liebling Aller, die ihn kannten.

Obgleich im Besitz bedeutender Talente, ward er doch von Niemand beneidet, denn er übte seine Talente nie, um sich auszuzeichnen, sondern setzte seinen Ehrgeiz nur darein, Andere zu erheitern. Er überließ sich jeder Laune, sowohl den seinigen, als denen Anderer, wenn sie nur Vergnügen versprachen. Geschmeidig und gewandt, bezauberte er selbst die störrischsten Phi-

losophen, und die lockersten Taugenichtse betheuerten ernstlich, sie liebten ihn, weil sie sich nicht genöthigt sahen, ihn zu verehren. In seinem Gesichte lasen sie nie den beschämenden Verdacht, daß ihr Leben zu schmutzig sei, und sie ließen seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, weil sie in seine Schwächen eingehen konnten.

„Du bewirbst Dich um keinen der Preise," sagte Phylias, „wenigstens erinnere ich mich nicht, Dich bei den Vorübungen gesehen zu haben."

„Ich? Beim Herkules, nein," antwortete Glaucus heiter. „Ich habe mir bei den Spielen die Rolle aufbewahrt, die ich auch im Leben gewählt habe, ich bleibe Zuschauer. Würde ich besser trinken, besser schlafen können, wenn man meine Statue im heiligen Walde aufstellte? Gewiß nicht. Meine Freunde sollen Glaucus als ihren Gefährten lieben, nicht als ihren Nebenbuhler hassen. Und Du?"

„Ich werde in den Wettrennen zu Wagen auftreten."

„Ich wünsche Dir Glück. Ich werde ein Opfer für Deinen Sieg darbringen. Einstweilen will ich gehen und Therecydes sein neues Drama vorlesen hören. Lebe wohl!"

„Wie liebenswürdig ist dieser Glaucus!“ dachte Phylias.

Selbst Phylias liebte Glaucus stärker, seit er erfahren, daß Glaucus sich ihm nicht als Gegner gegenüberstellen würde.

Der Morgen brach an — die Stunde des Kampfes nahte. Mit gerötheten Wangen, mit klopfendem Herzen bestieg Phylias seinen Wagen. Er war glücklich: seine Locken wurden mit dem Olivenkranze geschmückt. Unter lautem Beifall kehrte er nach Athen zurück. Sein Wagen rollte durch die durchbrochenen Mauern seiner Vaterstadt: die Dichter erhoben ihn bis zum Himmel. Phylias hatte seine Ruhmesbahn begonnen: die ersten Früchte derselben waren köstlich. Seine Eltern weinten vor Freude über seinen Triumph: die Väter stellten ihn ihren Söhnen als Muster vor. Söhne aber hassen die Muster, und jemehr Phylias gepriesen wurde, desto abgeneigter wurden ihm die Jünglinge seines Alters. Als die Neuheit des Sieges sich verloren hatte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß die Olivenkrone auch ihre Dornen habe. Begegnete er seinen Jugendfreunden auf der Straße, so grüßten sie ihn kalt. „Wir fordern Dich nicht auf, mit uns zu kommen,“

sagten sie, „Du hast wichtigere Sachen vor, als unsere Gesellschaft Dir bieten kann. Wir essen heute Abend mit Glaucus, während Du vermuthlich über die besten Mittel nachsinnst, Alcibiades zu verdunkeln.“

Solche Gespräche wirkten drückend auf das Wesen Phylias ein. Er glaubte, er werde verkannt, übel behandelt und verschanzte sich hinter seinem Stolze. Er wurde zurückhaltend, und man nannte ihn nunmehr hochmüthig.

Die Olympischen Spiele kommen nicht alle Tage vor, und Phylias begann zu fühlen, daß, wer ehrgeizig ist, keine Wahl hat zwischen Aufregung und Langeweile. Er suchte sich daher für einen edleren Triumph, als den eines Wagenlenkers, vorzubereiten, und strebte, nachdem er die Rosse regiert, auch danach, die Menschen zu regieren. Er rüstete sich zu den Arbeiten des öffentlichen Lebens und studirte die Kunst, öffentlich zu reden. Er besuchte die Volksversammlungen und erwarb sich den Ruf eines Redners.

Man weiß, daß zu jener Zeit Athen von inneren Spaltungen zerrissen war. Bald dem leidenschaftlichen Alcibiades schmeichelnd, bald mit ihm schmollend, sahen seine Landsleute ihn

heute in Sparta als Feind, und begrüßten ihn morgen als Retter in Athen. Phylias, welcher den Ehrgeiz dieses leichtsinnigen Genies fürchtete, und doch sich der anmaßenden Tyrannei der vierhundert Regenten widersetzte, erfüllte die Pflicht eines Patrioten, sprach für die Freiheit, und mißfiel beiden Parteien. Nichts konnte uneigennütziger seyn, als seine Handlungsweise, nichts mehr bewundert werden, als seine Reden. Er legte seine Tugend an den Tag und begründete seinen Ruf, aber wohin er sich wandte, wurde er allgemein geschmäht und verfolgt.

Er stieß häufig auf Glaucus, der, da er sich nicht um Politik kümmerte, von allen Parteien gesucht wurde, und, als der harmloseste, auch der populärste Mensch in Athen war.

„Du bist jetzt ein großer Mann geworden," sagte ihm Glaucus eines Tages, „und wirst bald die letzte Ehre erlangen, welche Athen seinen Kindern erweisen kann. Dein Vermögen wird confiscirt, und Du selbst wirst verbannt werden."

„Nimmermehr," rief Phylias mit einer edlen Aufwallung. „Die Wahrheit ist stark und muß siegen. Die Falschheit und Verläumdung wird zu Grunde gehen, und mein Volk mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Die Götter geben es!“ sagte der Schmeichler Glaucus. „Niemand verdient es mehr.“

In den kurzen Erholungsstunden, welche das öffentliche Leben der Athenienser gestattete, hatte Phylias sich verliebt.

Chyllene war schön wie ein Traum, voll liebenswürdiger Eigenschaften, aber sie war ein Mädchen, und also eine Freundin des heiteren Lebens.

In seiner Leidenschaft für Chyllene fand Phylias zum erstenmal in Glaucus einen Nebenbuhler, denn die Liebe war die einzige Leidenschaft, in welcher Glaucus keinen Anstand nahm, der Eifersucht des Mächtigen entgegen zu treten. Chyllene war in großer Verlegenheit wegen ihrer Wahl; Phylias war so weise, aber Glaucus war so gar fröhlich; Phylias war so berühmt, aber Glaucus so beliebt; Phylias hielt treffliche Reden, aber wie schön sang Glaucus!

Zum Unglück hatte Phylias in dem ernsten und männlichen Treiben seines Lebens die kleinen Künste des Gefallens, welche bei den Damen von Athen in so hohem Ansehen standen, ganz vergessen. Er kleidete sich mit einem würdevollen Anstande, aber nicht mit der gesuchten

und doch ungezwungenen Grazie des Glaucus. Und wo hätte er, bei seinen vielen Beschäftigungen, Zeit hernehmen sollen, die Thüren seiner Geliebten mit Kränzen zu schmücken, die Libationen an ihrer Schwelle zu erneuern und jede Mauer in der Stadt mit ihrem Namen und dabei mit dem schmeichelhaften Beiworte καλη zu schmücken. Glaucus, der die Kunst zu gefallen zum einzigen Studium seines Lebens gemacht hatte, versäumte keine dieser wichtigen Pflichten. Glaucus gewann täglich mehr Grund und Boden.

Ich schätze Dich mehr als alle Männer, konnte Chyllene ohne Erröthen zu Phylias sagen. Aber sie zitterte und sagte nichts, wenn sich Glaucus näherte.

„Ich liebe Dich über Alles," sagte ihr Glaucus eines Tags mit großer Leidenschaftlichkeit.

„Nach meinem Vaterlande liebe ich Dich über Alles," sagte ihr Phylias denselben Morgen

Ach, dachte Chyllene, Phylias ist ohne Zweifel der beste Patriot, aber der beste Liebhaber ist Glaucus.

Selbst die Schwächen des Glaucus waren liebenswürdig, während die Tugenden des Phylias ihm einen Schein von Strenge gaben.

Neben Phylias schämte sich Chyllene ihrer Fehler; neben Glaucus fühlte sie nur ihre Vorzüge.

Alcibiades war jetzt der Abgott der Athener. Er bereitete sich eben, mit hundert Schiffen nach dem Hellespont abzusegeln, um den Verbündeten Athens beizustehen. Da er nicht geneigt war, einen so wachsamen Wächter seiner Handlungen, wie Phylias war, in der Stadt zurückzulassen, so brachte er es dahin, daß ihm ein Commando auf der Flotte anvertraut wurde. Der Rang des Glaucus brachte ihm einen geringeren, aber doch noch ausgezeichneten Posten zu Wege.

Chyllene war in Gefahr, ihre beiden Liebhaber zu verlieren.

„So willst Du mich verlassen?“ sagte sie zu Phylias.

„Leider! Aber das Vaterland ruft mich. Mit Lorbeern geschmückt werde ich zu Dir zurückkehren.“

„Und Du, Glaucus?“

„Alcibiades und Griechenland selbst mag untergehn, ehe ich mich von Dir trenne!“ rief Glaucus, der, wenn auch keine Geliebte im Spiel gewesen wäre, doch nur mit Widerstreben das Vergnügen der Gefahr aufgeopfert hätte.

Phylias reiste mit einem neuen Sporne zum Ruhme und dem vollsten Vertrauen in die Zuneigung seiner Geliebten, nach Andria ab. Glaucus wurde plötzlich krank, blieb zu Hause, und einen Monat darauf wurde die ihm verlobte Chyllene bei Fackellicht nach seinem Hause geführt. Sogleich durchschaute Jedermann in Athen den Betrug, aber Alles lachte von Herzen darüber, denn Glaucus, hieß es, gab sich ja nie für einen Ausbund von Tugend aus. Sein Mangel an Grundsätzen galt als Entschuldigung dafür, daß es ihm daran mangelte.

Die Expedition nach Andria mißglückte; Alcibiades wurde von Neuem verbannt und Phylias, der Wunder der Tapferkeit gethan hatte, theilte das Schicksal des Oberfeldherrn. Seine Mitbürger waren ja froh, daß sie einen Anlaß hatten, sich des unangenehmen Gefühls zu entledigen, welches das Uebergewicht eines Andern unserer Eigenliebe verursacht.

So vergingen Jahre. Phylias hatte all den Ruhm erlangt, nach dem er in der Jugend gedürstet hatte. Griechenland war voll von seinem Namen; er selbst war jetzt alt, geachtet und führte ein abhängiges Leben am Persischen Hofe. Dort achtete ihn Jedermann, aber Nie-

mand liebte ihn. Die Majestät seines Wesens, die Einfachheit seines Lebens, der Glanz seines Rufes machten, daß die Höflinge von Persepolis sich in seiner Gegenwart nicht behaglich fühlten. Er lebte viel allein, und seine einzige Erholung war, daß er Abends sich in den Laubgängen eines Waldes erging, der ihn an die Haine von Athen erinnerte, und daß er dort über die Abentheuer seines vergangenen Lebens nachdachte.

Um diese Zeit traf es sich, daß Glaucus, der seine Frau und sein Erbtheil überlebt hatte, sich in der Hoffnung, dadurch seinen erschütterten Vermögensumständen aufzuhelfen, in eine Verschwörung zur Wiederherstellung der Oligarchie, nach dem Tode Cimons, hatte verstricken lassen. Er wurde verrathen, und seine Popularität schützte ihn nicht vor der Verbannung. Er suchte eine Zuflucht zu Persepolis: die elastische Heiterkeit seines Gemüths war noch ungeschwächt, und seine grauen Haare umkränzte noch immer ein festliches Rosengewinde. Die Höflinge waren entzückt über seinen Witz. Der König kannte keine Freude ohne ihn.

Phylias fragte man um Rath, aber in Glaucus Gesellschaft lebte man.

Als Phylias eines Abends in seinem Lieblingshaine sich seinen Träumen überließ, und er aus der Ferne die Musik und das Gelächter eines Bankets hörte, das der König in seinem Sommerhause gab, und bei dem Glaucus zu seiner Rechten sitzen mußte, wurde der unglückliche Verbannte plötzlich leise an seinem Gewande gezogen. Er wendete sich schnell um, und sah seinen Genius wieder.

„Deine letzte Stunde naht,“ sagte der Dämon, „ich komme noch einmal, Dich zu sehen. Am Morgen Deines Lebens sagte ich Dir das Schicksal voraus, welches bis zu dessen Abend dauern sollte; ich verkündete Dir, daß keine Hoffnung sey, Ruhm und Liebe zu verbinden. Du hast die Vereinigung versucht — was war Dein Erfolg?“

„Geheimnißvolles Wesen!“ antwortete Phylias, „Deine Worte waren wahr, und meine Hoffnung entsprang aus der Thorheit der Jugend. Ich bin allerdings geehrt und ungeliebt. Aber gewiß ist dies nicht das Geschick aller Derer, welche ein gleicher Ehrgeiz antreibt, sondern nur meines allein.“

„Und vergißt Du,“ entgegnete der Geist, „daß Dein Lehrer, Sokrates, zu Tode verfolgt, und

daß Aristides wegen seiner Tugenden geächtet wurde? Kannst Du mir Einen großen Mann nennen, der nicht im Leben wegen seiner Dienste verläumdet worden wäre? Du stehst nicht allein. Glänzen wollen heißt die Eigenliebe Anderer verletzen, und Eigenliebe ist das rachsüchtigste aller menschlichen Gefühle."

„Und doch," murmelte Phylias, „wäre ich kein Athenienser gewesen, hätte ich wohl Dankbarkeit erndten können."

„Man nennt Athen undankbar," entgegnete der Genius, „aber überall, so lange die Welt steht, wird die Undankbarkeit dieselbe sein. Ein Staat wird seine berühmten Männer verbannen, der andere sie verlästern, aber der Tag und die Nacht können sich nicht fremder sein, als wahrer Ruhm und allgemeine Beliebtheit."

„Ach, das ist eine bittere Lehre," sagte Phylias seufzend; „besser wäre es dann, dem Ruhm zu entsagen, welcher uns die freundliche Nachsicht unserer Nebenmenschen entzieht. Wäre meine Wahl also nicht bloß ein Unglück, sondern auch eine Verirrung gewesen?"

Das Gesicht des Dämons nahm plötzlich einen göttlichen Ausdruck an. Majestätisch hob sich seine Stirne, und aus seinen durchbohren-

den Blicken strahlte unaussprechliche Weisheit, als er Folgendes erwiederte: „Horch! Während Du jene unwürdige Frage an mich richtest, schallt das Gelächter des verderbten Glaucus an Dein Ohr. Die Götter bestimmten ihm, daß er geliebt und verachtet werde. Möchtest Du — könntest Du Dir die Vergangenheit erkaufen — das Leben leben, das er gelebt hat? Möchtest Du, um des Lächelns der Schmeichler, oder um die Liebe des Mädchens Deiner Jugend willen, das Gefühl haben, daß Dein Daseyn werthlos gewesen sei, daß Dein Grab unbekannt sein werde? Nein, am Erröthen Deiner Wangen sehe ich, daß Du fühlst, wie dem Großen der Stolz der Erinnerung Glück genug sey. Deine einzige Verirrung bestand darin, daß Du den schwankenden Hauch der Volksgunst als den Lohn für unsterbliche Arbeiten begehrtest. Große Männer müssen der Welt dienen, ohne sich um ihren nichtigen Beifall zu kümmern. Ihre Herzen sind ihre eigene Welt. Hättest Du nur danach gestrebt, groß zu seyn, würde es Dich nie geschmerzt haben, daß Du nicht geliebt wurdest. Die Seele des Großen muß einem Strome gleichen, der sich seines gewaltigen Laufes freuet, Allen wohlthut

und die welkenden Kränze nicht achtet, welche vergängliche Hände in seine Fluthen werfen mögen."

In derselben Nacht wurde Phylias Leiche von einem der nach Hause zurückkehrenden Schwärmer im Walde gefunden. Und der König von Persien ließ den Körper in einem prunkvollen Grabmale beisetzen, und die Bürger von Athen ordneten eine öffentliche Trauer wegen seines Todes an. Und Tausend Dichter verkündeten Unsterblichkeit dem Namen des Phylias, und der Name des Phylias ist, außer in dieser flüchtigen Erzählung, von der Erde verschwunden.

Der Genfersee.

Der Genfer-See.

Es giebt Orte in der Welt, deren Besuch Personen, die mit dem Genie sympathisiren, fast für eine Pflicht halten. Solche Pilgerungen nicht zu unternehmen, erscheint wie die Vernachlässigung eines der Zwecke des Lebens. Die Erde hat manches Mekka und manches Medina für Diejenigen, welche in dem Genius einen Propheten, und in dessen Grabmal ein Heiligthum finden. Von diesen ist keiner ehrwürdiger, als „der Genfersee mit seinen krystallenen Fluthen." Der Name dieses See's schon ist ein Gedicht. Es zaubert uns die lebendigen Gestalten Derer herauf, welche größer waren, als ihre Mitmenschen. So wie der Gedanke an Troja sogleich vor unserer Phantasie den Skamander, die in die Wolken ragenden Thürme, das geräuschvolle Treiben in dem weiten grie-

chischen Lager, mit dem einsamen Zelt des Achilles, der noch trauert über den Verlust seines Freundes, und den Abschied Hektors von Ihr, der er, „Vater, Mutter und Bruder" war, erscheinen läßt; so ruft schon der Name des Genfersee's auf: die Felsen von Meillerie, — die weißen Mauern des Schlosses Chillon, — wir sehen die Gondel Byrons und die Gewitterwolken, welche über den Jura ziehen, — die Acazien-Allee, aus welcher der Geschichtsschreiber des Untergangs des römischen Reichs über die Fluthen des See's schaute, nachdem er die letzte Seite seines unsterblichen Werkes vollendet hatte; — Voltaire, Rousseau, Calvin, Männer, die so große Veränderungen auf der Erde hervorbrachten, erstehen vor unserem geistigen Blick. Ja, der Genfersee ist ein episches Gedicht; poetisch schon an und für sich, steht sein Name auch in Verbindung mit den Charakteren der Poesie; — und Alles, was die Natur Großartiges und Schönes hat, ist hier vereinigt mit allen Erinnerungen, die der Genius in uns hervor zu zaubern vermag.

Den Morgen nach meiner Ankunft in dem Wirthshause, welches, in geringer Entfernung von Genf, am Ufer des See's liegt, fuhr ich

in einem Boote nach dem Hause, welches Byron bewohnte, und das fast gerade gegenüber liegt. Die Luft war heiter, doch drückend heiß; das Wasser schlug fast gar keine Wellen. An dem andern Ufer steigt man, einen etwas rauhen und steilen Weg hinan, nach einem kleinen Dorfe, um welches der Weg sich nach dem Hause windet. Zur rechten Seite, wenn man so eintritt, ist ein Weinberg, in dem zu jener Zeit die Trauben reif und dicht hingen. Vor dem Hause stehen 3 bis 4 Bäume, und ist man noch einige Stufen hinan gestiegen, so sieht man in einem kleinen Hofe einen Springbrunnen; — das Wasser sprang jedoch nicht mehr; es war damals ausgetrocknet. Zu jeder Seite des Hofes liegt ein kleiner Garten, und vor der Thüre sind roh gearbeitete steinerne Sitze. Im Hause tritt man zuerst in eine kleine Flur, die zu drei Zimmern führt. Das größte ist sehr schön — lang und oval, mit geschnitztem Tafelwerk — aus den Fenstern, an den drei Seiten, genießt man die schönsten Aussichten auf Genf, den See und die gegenüberliegenden Ufer. Unter den Fenstern ist eine mit Steinen gepflasterte Terrasse; wie oft mag Byron auf jener Terrasse „die untergehende

Sonne mit sehnsüchtigen Blicken verfolgt haben!" — Als er hier wohnte, war sein Genius ganz zu seiner Reife gediehen — es war die interessanteste Zeit seines Lebens. Er hatte die Brücke überschritten, welche ihn von seinem Vaterlande trennte; diese Brücke war aber noch nicht abgebrochen. Er war durch den milden Süden noch nicht entnervt worden. Seine Genüsse waren noch rein geistiger Art — seine Sinnlichkeit war noch natürlich — sein Herz schlug noch in frischer Jugendlichkeit und Kraft — er lebte noch mehr in der Zukunft, als in der Vergangenheit, — und die Welt träumte noch mehr von Dem, was er sein würde, als von Dem, was er gewesen war.

Seine Werke (die Pariser Ausgabe) lagen auf dem Tische. — Er selbst war überall! — An dieses Zimmer stößt ein kleines Kabinett, sehr einfach und kunstlos decorirt. An der einen Seite steht in einer Vertiefung ein Bette, — an der andern führt eine Thüre in ein Ankleidezimmer. Hier war er gewöhnlich, wie man mir erzählte, mit Schreiben beschäftigt. Und welche Werke wurden hier geschaffen? — „Manfred," und die schönsten Stanzen des dritten Gesanges von „Childe Harold" treten

sogleich vor unser Gedächtniß. Ich stieg jetzt eine Treppe hinan, und gelangte auf einen Gang, an dessen Ende man aus einem Fenster eine herrliche Aussicht auf den See hat. In diesem Gange hängen einige merkwürdige, doch sehr beschmutzte Gemälde; Franz I. Diana von Poitiers und Julius Scaliger unter Andern. Jetzt tritt man in das Schlafzimmer. Das Bett steht in einer Vertiefung, und in einem Winkel sieht man einen alten Schreibtisch aus Wallnußbaumholz. Ueber einigen Fächern steht noch geschrieben: „Briefe von Lady B. —" Das innere Leben seiner Phantasie tritt zurück vor diesen einfachen Worten, und alles Unglück, alle Enttäuschungen seines wirklichen häuslichen Lebens drängen sich widerwärtig auf. Wir erinnern uns der neun Excutionen in einem Jahre, — der gegenseitigen Entfremnung, und des armseligen Geschwätzes der Welt, und der „zerbrochenen Hausgötter.*) Die Men-

*) Ich bin ein Bewunderer der Natur und der Schönheit. Ich kann Mühseligkeiten ertragen, bin Entbehrungen gewohnt, und kenne einige der herrlichsten Ansichten in der Welt. Aber trotz Allem dem, hat die Erinnerung früherer Leiden, und besonders eines neueren und häuslichen Unglücks, welches mich durch das

schen mögen moralisiren, wie sie wollen, aber Unglück veranlaßt Irrthümer, — die wir büßen müssen. Ich wünschte nur die Zimmer zu sehen, welche er selbst bewohnt hatte; ich hielt mich nicht dabei auf, die übrigen zu besichtigen. Ich trat in den kleinen Garten vor dem Hause, — hier war ein andrer Springbrunnen, nicht verlassen durch dessen Nymphe. Er wurde beschattet durch die Zweige einer Weide; weiterhin dehnte sich ein Weinberg aus, dessen grüne Blätter und lockende Früchte einen fast traurigen Gegensatz mit den Erinnerungen des Ortes bildeten. Die erhabene Mutter tröstet sich leicht über den Verlust ihres begünstigtsten Kindes. Der Himmel war mehr im Einklang mit dem Genius loci, als die Erde. Die ruhig schwebenden, aber dunkeln Wolken spiegelten sich in der glatten Fläche des See's; und die

---

Leben begleiten muß, hier an meinem Herzen genagt; und weder die Töne der Hirten-Musik, noch das Stürzen der Ovalnachen, noch die Wälder und Wolken haben mir auf einen Augenblick diese Last erleichtern, oder mich in den Stand setzen können, mein eigenes unglückliches Ich in der Majestät, der Größe und der Macht um mich, über und neben mir zu vergessen."

Byron's Journal seiner Reise durch die Schweiz.

Spitzen der melancholischen Berge waren in Nebel gehüllt.

Am nächsten Tage trieb es mich, die Gefühle zu verscheuchen, die der Anblick jener Villa Byron's aus dem Garten meiner Wohnung aufregte, und ich unternahm eine weniger interessante Pilgrimschaft, jedoch zu einem besuchteren, und vielleicht unvergänglicheren Wallfahrtsort. Was Byron für seine Zeit, das vor Voltaire für ein halbes Jahrhundert, — eine Macht für sich, — der Dictator der geistigen Republik. Er war einer der Weisen, durch welche der Gedanke dieselben Erfolge gehabt hat, wie das Handeln. Wer hat, nächst den großen Reformatoren einen größeren Einfluß auf die Gesinnungen der Menschen und auf das Schicksal von Nationen ausgeübt? — Nicht jedoch nach der gewöhnlichen Ansicht, welche ihm und seinen Collegen die Ursachen der Revolution zuschreibt; diese Ursachen waren vorhanden, und wenn auch niemals ein Philosoph gelebt hätte; aber er reifte und concentrirte die Wirkungen, — ob zum Guten oder zum Bösen, das muß die Zeit noch lehren, — wir können bis jetzt bloß sagen, daß die Uebel, welche sich daraus gebildet haben, nicht der

Philosophie, sondern der Leidenschaftlichkeit in Rechnung zu stellen sind. Diejenigen, welche beweisen, daß eine Krankheit vorhanden ist, sind nicht zu tadeln, wenn nach ihrem Tode falsche Mittel zu deren Heilung angewendet werden. Das Unglück der menschlichen Angelegenheiten besteht darin, daß Weise die Verwerflichkeit eines alten Systems darlegen, — Quacksalber aber ein neues einführen. Wir bedienen uns der geschicktesten Werkmeister, um den Vorfall eines Gebäudes zu beurtheilen, und der unerfahrensten Maurer, um es auszubessern. Dieses ist dann aber dem Werkmeister nicht zur Last zu legen. — „Die Freunde der Freiheit sind Diejenigen, welche die in ihrem Namen begangenen Verbrechen am meisten verabscheuen. —" *)

Die Gegend zwischen Genf und Ferney ist malerisch, und angebaut genug, um uns gegen die Genauigkeit der Beschreibungen mißtrauisch zu machen, nach denen die Umgebung Ferney's, bevor sich Voltaire dort niederließ, eine Wüstenei gewesen sein soll. Man nähert sich dem Hause durch eine Allee. Zur linken Seite ist die wohlbekannte Kirche, welche „Voltaire Gott

---

*) Influence des Passions.

errichtete." (Deo erexit Voltaire.) — Es ist bei den Touristen Mode geworden, über diese Frömmigkeit sich zu verwundern, und sie mit den Grundsätzen Voltaire's nicht übereinstimmend zu finden. Touristen pflegen aber selten gründlich zu untersuchen. Jeder, der nur im Geringsten mit Voltaire's Schriften bekannt ist, sollte doch wissen, wie wenig er ein Atheist war. Er war zu vielseitig und gewandt für einen solchen Glauben. Seine Schriften enthalten mit die schärfsten Beweise für das Dasein des höchsten Wesens, welche die Philosophie darbietet; und so sehr er auch den Aberglauben lächerlich macht, so ist doch seine Satyre gegen den Atheismus weit schärfer. Sein Eifer für das Dasein Gottes führt ihn oft selbst über sein Urtheil hinaus, wie in jenem Romane, wo der Dr. Friend (Doctor der Theologie und Parlaments-Mitglied!) seinen Sohn Jenni (welche Namen diese Franzosen uns doch geben) und Jenni's Freund Birton in einer Disputation vor einer Gesellschaft von Wilden bekehrt. — Dr. Friend besiegt den hartnäckigen Atheisten mit zu leichten Waffen. Voltaire hielt in der That eine Schlußfolge für ganz unvernünftig, gegen welche, wie er fortwährend er-

klärte, zu sehr das Zeugniß aller unserer Sinne sich auflehne. Den Gegnern der Vernunft war er die Intoleranz selbst. Man wird mich entschuldigen, daß ich Voltaire diese Gerechtigkeit widerfahren lasse, — ich wünsche nicht, dem Atheismus eine so glänzende Autorität zu gewähren.

Der Kirche gegenüber, und von dem Hause getrennt, war früher das Theater, — jetzt nimmt ein dichtes Gebüsch diese Stelle ein. Ich muß gestehn, daß, wenn ich auch Voltaire's Glauben vertheidigte, ich doch gern hätte sehen mögen, ob „Mahomet" oder „le Bon Dieu" besser logirt waren.

Man hat jetzt das Haus vor sich, — lang, regelmäßig und leidlich schön, wenn man es mit dem gewöhnlichen Charakter der französischen oder schweizerischen Bauart vergleicht. Es ist schon so oft beschrieben worden, daß ich denselben Gegenstand nicht wieder behandeln würde, wenn er nicht von einem Interesse wäre, dem keine Wiederholung Eintrag zu thun vermag. Außerdem lernt man den Charakter seines früheren Eigenthümers durch dasselbe näher kennen. Das Haus eines Mannes ist oft ein Bild seiner selbst.

Die salle de réception ist nicht groß, — man sieht noch dieselben Stühle mit durchbrochenen Lehnen und Gestellen von Eichenholz, — denselben Sammt mit eingewirkten rothen Blumen an den Wänden. — Die Gleichgültigkeit des großen Schriftstellers gegen das Schöne ist noch bemerkbar in jenen grotesken Figuren an den Wänden, die einem englischen Dichter, jedesmal, wenn er sie angesehn hätte, ein nervöses Fieber zugezogen haben würden, — und in einem hohen Ofen, von barbarischem Geschmack, reich vergoldet, der von „seiner eigenen Erfindung" war. Er trägt seine Büste. In diesem Zimmer ist auch das berühmte Gemälde, welches ebenfalls, der Ueberlieferung nach, seinen eigenen Ideen gemäß, ausgeführt sein soll. Voltaire ist hier abgebildet, wie er die „Henriade" dem Apollo überreicht, während seine Feinde in die höllischen Regionen versinken, und der personificirte Neid zu seinen Füßen das Leben aushaucht! — Ein merkwürdiges Beispiel von der Bescheidenheit des Verdienstes — und von seiner Toleranz! — Es giebt also eine Hölle für Ungläubige — an Voltaire! — Wir dürfen jedoch allerdings ein solches Gemälde nicht im wirklichen Sinne auffassen. Voltaire

war ein gescheidter Mann, aber zugleich ein vollkommener Weltmann. Wir können überzeugt sein, daß er selbst eben so sehr, wie irgend ein Anderer über die ganze Erfindung lachte. Wir können uns darauf verlassen, daß, wenn der alte Herr, auf seine Schnupftabaksdose klopfend, mit jenem Ausdruck unaussprechlichen Spottes in seinen Zügen, seinen Gästen das Gemälde zeigte, er es gewiß mit einem so witzigen Einfalle begleitete, als dem Witzigsten von uns zu Gebote stehen könnte. Wie vielen Spaß muß es ihm gemacht haben, wenn er auf das Gesicht eines jeden seiner Feinde aufmerksam machte! Wie munter mag er über ihren Verdammungszustand gescherzt haben! Es war dieses in der That einer jener kindischen Ausbrüche der Carricatur, zu übertrieben, um boshaft sein zu können, und der wenigstens der großen Lebendigkeit Voltaire's durchaus zusagen mußte. Es war ein gutmüthiger Scherz, auf den er selbst einging, um sich über seine Feinde lustig zu machen. Voltaire kannte die Macht des Lächerlichen zu gut, um sich selbst, wie die beschränkten Beurtheiler voraussetzen, im Ernst lächerlich zu machen.

An den Salon stößt das Schlafzimmer;

man sieht in demselben die Portraits Friedrichs des Großen, das der Madame du Chatelet und sein eigenes. Die beiden letzteren wurden in der durch Beaumarchais veranstalteten Ausgabe seiner Werke benutzt. Auch steht hier die Vase, welche sein Herz enthielt, mit der Inschrift: „Mein Geist ist überall — mein Herz ist hier.“ —

„Da ich glaube,“ sagte mein Gefährte, mehr witzig als richtig, (wie ich gleich zeigen werde) — daß sein Geist besser war als sein Herz, so zweifle ich, ob der Ferney gegebene Vorzug sonderlich hoch anzuschlagen ist.“ —

Le Kains Portrait hängt über seinem Bett. Voltaire war der Mann, der einen Schauspieler würdigen konnte; er selbst war der Shakespeare des Theatralischen. Ein Umstand beweis't seine Gleichgültigkeit gegen die Natur. Das Erste, woran ein Verehrer der Natur an einem solchen Orte gedacht hätte, wäre gewesen, die Fenster seiner Lieblingszimmer nach den schönsten Seiten der bezaubernden Landschaft hin anlegen zu lassen. Aber Voltaire's Fenster eröffnen sich alle, als ob es absichtlich so veranstaltet wäre, nach der andern Seite! Man erblickt aus ihnen weder den herrlichen See, noch die erhabenen Alpen, welches so leicht hätte be-

werkstelligt werden können, da sie, sobald man in den Garten tritt, sichtbar sind. Aber weder der See, noch die Alpen waren Dinge, welche Voltaire jemals zu beschreiben oder zu studieren für nöthig hielt. Wenn er auch auf dem Lande lebte, so war er doch vorzugsweise der Dichter der Städte. Und selbst seine tiefe Menschenkenntniß beschränkte sich eigentlich nur auf künstlich gebildete Gesellschafts-Menschen; auf den Geschmack, die Irrthümer und Schwächen der Menschen, — nicht auf die natürlichen Gefühle ihrer Herzen und Leidenschaften. Wenn es nicht Menschen mit tieferem Gemüth und mit umfassenderer Einbildungskraft gäbe, so wäre Voltaire der glücklichste Darsteller der Menschen gewesen, den es jemals gab.

Wir traten wieder aus dem Hause, — stiegen einige Stufen hinab — und gelangten in eine enge Pappel-Allee, welche durch die dikken Hecken zu beiden Seiten vollkommen geschlossen sein würde, wie sie oben fast zusammenstoßend ein Gewölbe bildet, wenn nicht hier und da kleine Durchsichten angebracht wären, die bisweilen einen freien Blick in die großartige Umgebung gestatten. Auf diese Weise sah

Voltaire die Natur am liebsten durch kleine Fenster in einer künstlichen Hecke! — Und ohne diese Hecke würde die Landschaft so prächtig erscheinen! Dieses war Voltaire's Lieblings-Spaziergang des Morgens. Am Ende steht eine Bank, auf welcher der große Mann (und wann wird Frankreich, trotz aller seiner Mängel, einen größeren erzeugen?) zu sitzen und zu denken pflegte. Ich sehe ihn noch in seinem karmoisinrothen Rock mit goldenen Litzen, — seine Strümpfe bis auf den halben Schenkel gezogen, — das Kinn auf den langen Rohrstock gestützt, — jenes Auge, hell (er wird oft fälschlicherweise mit dunkeln Augen dargestellt) und durchdringend, weder auf den Boden, noch nach oben gerichtet, sondern gerade vor sich; — so beschreibt ihn der alte Gärtner, der sich seiner noch erinnert, — ich sehe ihn seine letzte Reise nach Paris überlegen, — jene glorreiche Beendigung eines Lebens so großer literarischer Triumphe, wie sie jemals einem Schriftsteller zu Theil wurden, — jenes Todes, den das Gift seiner eigenen Lorbeeren veranlaßte. Nie beleuchtete der Ruhm so hell den Uebergang zum Grabe; aber dieselbe Fackel diente zum Triumph- und zum Leichenzuge. Es war wie

die letzte Scene irgend eines überladenen Melodrama's — und der Effect, welcher die Spannung der Zuschauer auf die Spitze trieb, war zugleich das Signal für das Herabfallen des Vorhanges!

Der alte Gärtner, welcher über hundert Jahre alt ist, erklärt, daß er sich der Person Voltaire's noch genau erinnere. Ich war erstaunt, zu hören, daß selbst in seinem hohen Alter, und trotz seiner Gewohnheit, gebeugt zu gehen, er immer noch von ungewöhnlich hoher Gestalt war. Der Gärtner verweilte jedoch mit größerem Vergnügen bei seiner Person, als bei seinem Anzuge; er that sich viel zu Gute auf seine große Perücke und die mit Tressen besetzte Weste, noch mehr aber auf seine vergoldete Kutsche und seine vier langschweifigen Pferde. Voltaire liebte den Glanz, — es war nichts Einfaches in seinem Geschmack. Die Zeit, in der er lebte, war aber auch nicht die der Einfachheit.

Auf einem mit Kiessand bestreuten Platze ist ein langer Rasenstreifen, unverändert, wie Voltaire selbst ihn angelegt hat, und nicht weit davon steht der Baum, den er pflanzte, schön,

und gerade gewachsen, reich belaubt; zu der Zeit, da ich ihn sah, glänzten seine zarten Blätter in den Strahlen der Sonne. Keines seiner Werke hat sich so frisch erhalten. Mein Besuch in Byron's Hause am Tage zuvor, mein jetziger Besuch in Ferney brachten natürlich die Bewohner Beider in Gegensätze und Vergleichungen. Es war etwas Aehnliches in den Verfolgungen, die Beide erduldet hatten, in dem großen persönlichen Einfluß, den Beide ausübten. Byron aber nahm vorzugsweise das Herz, Voltaire das Intellectuelle in Anspruch. Wäre Byron alt geworden, und der im Don Juan begonnenen Richtung gefolgt, so würden sich vielleicht noch mehr Aehnlichkeiten finden lassen. Er war auch in der That mehr verwandt mit Voltaire, als mit Rousseau, mit dem man ihn ebenfalls verglichen hat. Er war erhaben über die Weichlichkeit und die Verstellung Rousseau's, und er hatte den gesunden Verstand, den strengen Spott und die ernste Bitterkeit Voltaire's. Byron sowohl, als Voltaire, fehlte es an einer wahren Beherrschung über die Leidenschaften; denn Byron malt oder erregt immer mehr das Gefühl, als die

Leidenschaft. *) — In Byron hatte jedoch das Gefühl fast ganz die Kraft und Innigkeit der

---

*) Byron wurde durch oberflächliche Kritiker der Dichter der Leidenschaft genannt, aber mit Unrecht. Um die Leidenschaft darzustellen, muß man, wie ich schon an einem andern Orte bemerkt habe, den Kampf der Leidenschaft darstellen, und dieses thut Byron (außer seinen dramatischen Werken wenigstens) niemals. Es ist keine Entwickelung der Leidenschaft in der Liebe Medora's, selbst in der Gulnare's nicht; aber das Gefühl tritt in Beiden so stark hervor, als die Leidenschaft es thun könnte. Ueberall, in Childe Harold, im Don Juan, in den orientalischen Erzählungen malt Byron Gefühle, aber keine Leidenschaften. Wenn Macbeth über seinen „Lebensweg" Betrachtungen anstellt, so äußert er ein Gefühl; — wenn er, bevor er seinen König ermordet, inne hält — so legt er uns seine Leidenschaften dar. Othello, durch jene Eifersucht, die halb Liebe, halb Haß ist, mit sich selbst in Kampf gerathend, ist ein Gemälde der Leidenschaft, Childe Harold, über Rom Betrachtungen anstellend, ein Gemälde des Gefühls. Die Dichter der Leidenschaft malen verschiedene und entgegengesetzte, mit einander im Kampf begriffene Empfindungen. Die Dichter des Gefühls malen das Ueberwiegende einer besondern Gedankenrichtung oder Gemüthsbewegung. Die Menge verwechselt jedoch leicht Beides, und nennt einen Schriftsteller der Leidenschaft den, dessen Held beständig sagt, er liebe leidenschaftlich. Wenige Personen wollen zugeben, daß Clarisse und Clementina gelungenere Charaktere der Leidenschaft sind, als Julia und Haiden.

Leidenschaft. Er wußte Gedanken in Gefühle einzukleiden; Voltaire legte kein Gefühl in seinen Schriften dar, wenn es ihm selbst auch vielleicht nicht fehlte. Er hätte in der That nicht mit so vielem Zartgefühl großmüthig sein können, wenn er nicht ein sanfteres und gefühlvolleres Gemüth besaß, als es in seinen Schriften sich kund giebt. Noch weniger aber konnte ihn jene merkwürdige Neigung für die Unglücklichen, jenes muthige Mitgefühl beseelen, welche sich in seinen letzten Lebensjahren so stark aussprachen. Niemand konnte mit weniger Grund „herzlos" genannt werden, als Voltaire. Er blieb besonders jeder früheren Freundschaft treu, und liebte eben so innig, als er bitter haßte. Jede Erzählung von Unglücksfällen machte großen Eindruck auf ihn; er hatte eine fast kindliche Empfänglichkeit für dieselben. Er hatte mehr wahren Sinn für Humanität, als irgend einer seiner Zeitgenossen; er weinte, als er Turgot sah, und stammelte seufzend: — „Lassen Sie mich diese Hand küssen, welche das Heil des Volkes unterzeichnet hat." — Hätte Voltaire auch nie eine Zeile geschrieben, so wäre er doch der Nachwelt als ein praktischer Philanthropist bekannt geworden. Ein durch 50

Bauern bewohntes Dorf wurde durch ihn in eine Heimath für 1200 Manufakturisten umgeschaffen. In Ferney gilt er noch immer als ein Vater der Armen. Als Mensch war er eitel, von sich selbst eingenommen, empfindlich, launisch, aber dabei gutherzig, edelmüthig und leicht zu rühren. Er hatte nichts von Mephistophiles. Es war sein Fehler, zu menschlich zu sein, das heißt, zu schwach und unstät. Wir müssen uns erinnern, „daß seine Opposition gegen religiöse Meinungen sich auf Mönche und Jesuiten bezog, und daß der Fanatismus ihm das Christenthum zuwider machte. Man bemerke den Unterschied, mit dem er von dem protestantischen Glauben spricht, — mit welcher Würde und Achtung. Ich zweifle sehr, ob Voltaire, wenn er in England geboren worden wäre, jemals das Christenthum angegriffen hätte, — und sehr möglich ist es, daß, hätte er zwei Jahrhunderte früher gelebt, sein Geist der Untersuchung und sein kecker Muth ihn, statt zum Gegner der Kirche, zu ihrem Reformator gemacht haben möchten. Vielleicht ist es nur der Unterschied der Zeit und des Ortes, der den Unterschied zwischen einem Luther und einem Voltaire bildet.

Man fällt über ihn als Schriftsteller gewöhnlich das Urtheil, er habe manches Gute geleistet, aber nichts ausgezeichnet Gutes, — eine ganz alberne und ungegründete Behauptung. — Er schrieb ausgezeichnet gut! Er ist, ohne allen Vergleich, der größte Schriftsteller in Prosa, den Frankreich besitzt. Man könnte eben so gut sagen, Swift hätte nichts Ausgezeichnetes geleistet, weil er weder ein so tiefer Forscher ist, als Bacon, noch so poetisch, als Milton. Voltaire ist Swift im Großen. Swift ist ihm ähnlich, aber 10,000 Swifts würden noch nicht einen Voltaire machen. Frankreich mag affectiren, den nationellsten seiner Schriftsteller nicht zu würdigen, — Frankreich mag glauben, seinem wahren National-Genius durch die Nachahmung deutscher Schreckens-Darstellungen, die deutsche Tiefe dabei vernachlässigen, zu dienen; aber Alles, was Frankreich, mit nur einzelnen Ausnahmen, wirklich Nationelles und längere Dauer Versprechendes hervorgebracht hat, ist ganz von den besondern Eigenschaften Voltaire's durchdrungen — die politischen Schriften Carl Courrier's, die Poesien Berangers, die Novellen Paul de Kocks. Die Romantisten sind für Frankreich, was die Mitglieder der

Akademie della Crusca für uns waren, — nur mit dem Unterschiede, — sie möchten gern unmoralisch sein, wenn sie könnten. Sie sind eben so lasterhaft, aber auch eben so entmannt, als die Eunuchen.

Diese Digression führt mich aber zu einer Schriftstellerin, die ich von einem so allgemeinen Tadel ausnehmen muß. Von Ferney begab ich mich nach Coppet; von dem am wenigsten sentimentalen Schriftsteller wendeten sich meine Gedanken zu der sentimentalsten Schriftstellerin. Voltaire ist der moralische Antipode der Frau von Stael. Die Gegend zwischen Ferney und Coppet ist angenehm, aber einförmig. Die nächste Umgebung des Hauses erinnert an England. Links in einem dichten Gebüsch ist das Grab der Frau von Stael. Wie vieler ihrer beredten Gedanken über die Eitelkeit des Lebens erinnerte ich mich, als ich es sah! Kein weibliches Wesen wurde vielleicht je mehr durch innere geistige Stürme aufgeregt, als die, deren Staub hier die Erde birgt. Wenige haben jemals sich mehr nach Flügeln gesehnt, um der Erde zu entfliehen, und Ruhe zu finden. Es fehlte ihr gerade das, was Voltaire im hohen Grade besaß, — gesunde Ver-

nunft. Sie hatte gerade das, was Voltaire fehlte — Gefühl. Es ist sehr richtig bemerkt worden, daß Voltaire das Talent für das letztere, welches die größte Anzahl besitzt, im größten Grade hatte. Frau von Stael dagegen hatte das Talent, welches wenige dafür besitzen, aber nicht im höchsten Grade, denn ihre Gedanken sind ungewöhnlich, aber nicht tief, und ihre Einbildungskraft ist erfindungslos. Kein Werk der Einbildungskraft, wie die „Corinna" hat so wenig Erfindung.

Wenn man sich dem Hause nähert, so erblickt man durch ein eisernes Gitter parkähnliche Anlagen. Man tritt aus der Vorhalle gleich in die Bibliothek, einen langen und schönen Saal, mit einer Statue Necker's; die Stirn des Ministers ist flach, und seine Physiognomie mehr gemüthlich, als geistreich. Dieser sehr achtbare Mann war in der That für seine Stellung nicht geeignet. Die Fenster gehen auf eine mit Kiessand bestreute Terrasse, an die Bibliothek stößt ein mit alten Tapeten behangenes Schlafzimmer.

In dem Speisesaale sieht man eine Büste von A. W. Schlegel, und einen Kupferstich, Lafayette darstellend. Ueber dem Billardzim-

mer, einem der größten, befindet sich das Zimmer, in dem Frau von Stael gewöhnlich schlief, auch häufig schrieb. Die alte Frau, welche uns umherführte, sagte, sie habe in allen Zimmern geschrieben. Ihre Schriftstellerei war allerdings nur eine Episode von ihrer Unterhaltung. In der Frau von Stael standen die Schriftstellerin und das Weib in der innigsten Verbindung. Ihr ganzer Charakter war im Einklang; ihre Gedanken waren stets überschwenglich und in Unruhe. Sie schrieb, wie sie gesprochen haben würde. *) Man findet die-

*) Frau von Stael schrieb à la volée. — „Selbst in ihren begeistertsten Stimmungen," sagt Madame Necker de Saussure, „war es ihr angenehm, durch diejenigen, welche sie liebte, unterbrochen zu werden." — Es giebt Personen, deren ganzes Leben Begeisterung ist. Dieses war der Fall mit Frau von Stael. Sie gehörte nicht zu Denen, welche ihre Begeisterung hervorzurufen streben, welche das Zimmer verfinstern und die Thüren verschließen, und nicht gestört sein wollen. Es war ein Zug ihres Charakters, daß, wenn ihre Schriften gedruckt waren, sie sich wenig mehr um dieselben kümmerte. Sie hatten ihren Zweck erfüllt; ihr Geist hatte sich ausgesprochen und ging zu neuen Ideen über. Was mich betrifft, so machen mich auch Schriftsteller ungeduldig, welche stets die Geister ihrer früheren Gedanken wieder aufrufen.

ses sehr selten. An die entgegengesetzte Seite des Billardzimmers stößt ein kleiner Salon, mit einer Büste Neckers, einem Portrait des Baron von Stael und ihr eigenes, in dem sie mit einem Turban erscheint. Jeder kennt jene kräftigen, wenn auch nicht schönen Züge mit den feurigen schwarzen Augen. Man zeigt hier auch noch ihre Schreibtafel und ihr Tintenfaß. Durch das ganze Haus weht ein Geist englischer Häuslichkeit und stiller Ruhe. Die Möbeln sind einfach und geschmackvoll, — nichts stört den Eindruck des Ortes; und keine blendende Pracht zieht die Gedanken von dem Genius, dem er gewidmet ist, ab. Die Anlagen sind in natürlichem Style gehalten, ohne etwas Ausgezeichnetes darzubieten. Zur Rechten begränzt sie ein sehr klarer, erfrischender Bach. Eine höfliche Einladung, die Anlagen zu schonen, gefiel mir sehr. Der Besitzer stellt sein Gebiet „unter den Schutz" Derer, die es besuchen. Diese Inschrift ist in dem Geiste des edlen aristokratischen Styls gehalten.

Es ist unmöglich, diesen Ort zu verlassen, ohne zu fühlen, daß er wohlthuende, unvergängliche Erinnerungen zurückläßt. Frau von Stael war der männliche Rousseau! Sie besaß

ganz seine Begeisterung, und keine seiner Schwächen. In der Beredtsamkeit der Diction würde sie ihn übertroffen haben, wäre sie nicht zu beredt gewesen. Aber sie parfümirt noch ihre Veilchen, und legt ihren Rosen Schminke auf. Ihr Herz blieb jedoch weiblich, wenn ihr Geist auch männlich war, und das Herz dictirte, was der Geist ausschmückte. Wenn ihre Gefühle zum Schweigen gebracht wurden, so mußte sie stumm bleiben. Die Vorzüge und die Fehler ihrer Schriften haben dieselben Ursachen. Sie nahm ihre Gefühle für Ueberzeugungen, und bildete sich eine Gefühls-Philosophie. Wenige Personen fühlten tiefer als sie das Melancholische des Lebens. Um ihr sehnendes Herz zu betrüben, reichte schon der Gedanke hin, den sie so oft auf den Lippen hatte: „Nie wurde ich so geliebt, wie ich liebe." Von der andern Seite aber fand sie Trost in derselben Empfindlichkeit, welche sie verwundete. Wie allen Dichtern, gewährte ihr schon das Gefühl des Daseins einen großen Genuß. Sie war von der Wahrheit durchdrungen, daß die Genüsse des Lebens dessen Leiden überwiegen, und die Aeußerung Herrn Tookes gefiel ihr sehr, als er zu Erskine sagte: — „Hätten Sie nur

zehn Jahre meines Lebens für mich erlangt, mit meinen Büchern, Federn und Tinte in einem Gefängniß, so würde ich Ihnen dankbar gewesen sein." — Nur empfindsame Seelen wissen, welche Genüsse das Dasein darbietet. Die Religion, welche einen Theil ihres Wesens bildete, trug dazu bei, über dieses Dasein einen himmlischeren Reiz zu verbreiten. Wie charakteristisch und wie zart war jener Gedanke, daß, wenn nach dem Tode ihres Vaters ihr ein Glück zu Theil würde, „sie es seiner Vermittelung verdanke," als wenn er noch lebte! — Für sie lebte er — im Himmel! Friede sei ihrem schönen Andenken! Ihr Genius ist unübertroffen in ihrem eigenen Geschlecht; und wird er je übertroffen, so kann es nur durch ein Wesen sein, welches mehr oder weniger, als ein Weib ist.

Die Gegend zwischen Coppet und Genf ist viel malerischer, als die zwischen Ferney und Coppet. Je mehr man sich Genf nähert, desto mehr folgt eine Villa der andern; und es macht einen eigenen Eindruck, wenn man bei dem, durch Marie Louise nach dem Tode Napoleons berühmten Hause vorbei kommt. Diese Ausflüge in die Umgebung Genfs dehnen die Erinnerungen in einen weitern Kreis aus; — sie

gehören noch dem Genfersee an. Und wenn die Verbannten der Erde in jene heitere Gegend flüchten, so wird etwas von deren Geist auf sie übertragen. Sie nahm die Verfolgten und Lebensmüden auf, welche sich dankbar erzeigten, indem sie deren Ruhm erhöhten.

Es war ein heitrer, warmer, sonniger Tag, an dem ich meine Fahrt auf dem See begann. Hinter mir erblickte ich die Thürme Genfs und vergaß der Gegenwart über der Vergangenheit. Was waren mir ihre Uhrmacher und ihre kleine Colonie von Engländern? — Ich sah Karl von Savoyen an den Thoren Genfs, — ich hörte die Stimme Bertheliers nach Freiheit und zu den Waffen rufen. Der Kampf war unglücklich, — das Schaffot wurde errichtet — und der Patriot wurde ein Märtyrer; aber sein Blut war nicht vergebens geflossen. Die Religion half die Freiheit erringen. — Die Stadt ist stille — sie ist excommunizirt. Plötzlich hört man ein Getöse, — es vermehrt sich, — das Volk stand auf, — es drängt sich in den Straßen, — die Bilder werden zerstört: Farel predigte vor dem Rathe! Kurze Zeit darauf wirkt der feste Geist Calvins in diesen Mauern. Der großartigste der Reformatoren, und der, dessen

Einfluß sich am weitesten und dauerndsten ausgebreitet hat, ist auch der erste Verfolgte, den die Stadt des See's in ihren Armen aufnimmt. Er trägt seinen Dank ab für diese Wohlthat, — seht sie um ihn versammelt. Wo das Eigenthum sicher, wo der Gedanke frei ist, wo das alte Wissen wieder auferstand, wo der alte Geist wieder erwachte, da sieht man auch die Wirkungen der Reformation, und den unbeugsamen, forschenden, unüberwindlichen Geist Calvins! Alle Veränderungen, welche er hervorbrachte, sah er allerdings weder vorher, noch beabsichtigte er sie. Dieselbe Strenge des Gemüths, dieselbe sich nie verläugnende Gewissenhaftigkeit, welche ihn zu reformiren antrieben, veranlaßten auch seine Verfolgungen. Die Verbannung Bolsec's, und das Märtyrerthum Servets werfen einen dunkeln Schatten auf seinen Namen. Aber das Heil, welches wir den ersten Forschern verdanken, überwiegt deren Irrthümer. Hätte Calvin nicht gelebt, so würde nicht ein Servet, sondern tausende haben bluten müssen. Servets! Der Geist der Untersuchung erlöset sich selbst in seinem Fortschritte; ist die Bahn einmal eröffnet, so läßt sie sich nicht mehr beschränken, bis auf den Punkt, den die

ersten Forscher ihr bestimmten. Mit ihnen geboren, schreitet die Untersuchung nicht gleichmäßig mit ihnen fort — sie überlebt ihren Tod, sie beginnt eigentlich, wo sie aufhören. In dem einen Jahrhundert wird der Schriftsteller, in dem andern die Schrift verfolgt; in einem dritten sind beide gleich heilig. Dieselbe Stadt, welche den Contract social verbrennen ließ, sucht jetzt ihren größten Ruhm in dem Andenken an Rousseau.

Ich ließ Genf hinter mir, und die Villa Byron's, und die kaum sichtbare Hütte Shelley's. Von allen Landschaften gefallen mir die mit See'n am besten. Man hat die Bewegung, aber nicht die Einförmigkeit des Oceans. Hinsichtlich der landschaftlichen Schönheit kann ich jedoch den Genfersee nicht mit dem Comer oder dem Lago maggiore in Vergleichung stellen. Wenn ich jemals in meinen alten Tagen, wie ich hoffe, „die stille Einsiedelei" finden werde, so soll es unter den Pinien des Comer-See seyn, umgeben von jenen Wellen flüssigen Sonnenscheins, unter jener unendlichen Mannichfaltigkeit von Farben und Schattirungen, den Wasserfällen von der köstlichen Quelle des Plinius so nahe, als ich eine Wohnung kaufen

oder erbauen kann. Das schweizerische Klima ist zu rauh, — es durchdringt uns nicht mit jenem Gefühl des Lebens — mit jenem wollüstigen Dahingeben an die Freude, wie jenes Paradies der Luft und der Sonne in Italien.

Wenn man die Ufer des Genfersee's von der Mitte desselben sieht, so verlieren sie durch die große Breite des See's viel von ihrer Wirkung, und die Entfernung der Alpen jenseits vermindert scheinbar ihre Höhe. Um das Erhabene zu würdigen, muß man nicht zu weit von ihm entfernt sein. Ein schmaler Strom am Fuße des Montblanc würde eines der großartigsten Schauspiele in der Welt sein. Aber die Ehrfurcht, das unbeschreibliche Gefühl der Gefahr, welche erhabene Naturgegenstände in uns aufregen, gehen verloren, wenn wir sie nicht unmittelbar vor uns haben. Die Landschaft um den Genfersee erscheint uns deshalb mehr prächtig als großartig. Der größere Theil der Fahrt hat auch etwas Einförmiges, außer wenn man sich der Küste näher hält. Die Ufer selbst sind mannichfaltig, doch die ewigen Berge im Hintergrunde dringen dem Ganzen immer denselben Charakter auf. Um den See ganz zu seinem Vortheil zu sehen,

vermeide man das Dampfschiff, und fahre längs dem einen oder dem andern Ufer. Jenseits Duchy und Lausanne wird die Gegend reicher und mannichfaltiger. Als die Mauern jener Stadt nach und nach vor meinem Blicke verschwanden, war die Luft fast so still als das Wasser. Sie war bewegungslos und schweigend, wie der Tod; die dunkeln, in die Wolken reichenden Felsen warfen lange Schatten in den See. Nach Lausanne zurückblickend, erinnerte ich mich der Worte Gibbons; ich hatte die Stelle seit vielen Jahren nicht gelesen; den Tag zuvor hätte ich keine Sylbe davon erwähnen können, und jetzt traten sie so deutlich vor mein Gedächtniß, daß ich fast nichts, als die Daten zu verändern hatte, da ich meine Erinnerung mit dem Original verglich. — „Es war," sagt er — „am Tage oder vielmehr in der Nacht des 27sten Juni 1787, zwischen 11 und 12 Uhr, daß ich die letzte Zeile der letzten Seite in einem Sommerhause meines Gartens schrieb. Nachdem ich meine Feder niedergelegt, spazierte ich in einer Akazienallee auf und ab, aus der man eine Aussicht auf den See, die Berge und die Umgebung genießt. Die Luft war milde, der Himmel heiter, der Mond

spiegelte sich in den Wolken, und die ganze Natur war stille.“ — Welches Gemälde! Welches müssen die Gefühle eines Mannes gewesen sein, der eben ein Werk vollendet hatte, das ihn unsterblich machen sollte? Welche ruhige Fülle des Triumphes, und eines für Eitelkeit zu erhabenen Selbstgefühls, athmet in jenen Worten! — Ich weiß nicht, was poetischer ist, die Idee des Werks, oder dessen Schluß — die Idee unter den „Ruinen des Capitols, während die Mönche mit entblößten Häuptern in dem Tempel des Jupiter die Vesper sangen,“ oder dessen Schluß in der Stille und Einsamkeit der Nacht unter den helvetischen Alpen. In welcher ruhigen, heitern Stimmung scheint er in dem Gefühl seines Ruhms zu schwelgen! In einem solchen Augenblick fühlte Gibbon, daß der Geist, dem er diesen Ruhm verdanke, selbst unvergänglich sei. Ich meines Theils würde gefühlt haben, daß der Geist göttlicher sei, als der Genius — der Genius ist nur eine Wirkung des Geistes, und der Künstler ist größer, als das Werk. Die Triumphe, die wir erreichen, unsere Siege über das Reich der Zeit können nur dann unserem Selbstgefühl zusagen, wenn wir sie als die Beweise dessen, was wir sind, betrachten.

Denn wer möchte sich selbst für den blinden Erzeuger von Gedanken halten, welche auf einen andern Boden übertragen werden sollen, und wenn der Staub, aus dem sie ihre Nahrung zogen, in unfruchtbare Atome zerfallen soll? — Es ist eine edle Beschäftigung, zu betrachten, was Shakespeare dachte, so lange er auf der Erde war, aber noch edler ist es, zu ahnen, was jetzt die Bestrebungen dieses für ein höheres Dasein bestimmten Geistes sein mögen. Es ist die wildeste Einbildung menschlicher Eitelkeit, wenn man sich denken wollte, Gott habe solche Geister blos für die Erde erschaffen, wie die Sterne senden sie uns ihre Strahlen, aber ihr Zweck und ihre Bestimmung ist nicht darauf beschränkt, die Lampen dieses Atoms der Schöpfung zu sein. Eine so große Verschwendung des Geistes wäre in der That eine dem ganzen Systeme und der ganzen Oekonomie des Universums widersprechende Vergeudung!

Aber neue Gegenstände bieten sich dar, um die Gedanken aufzuregen. Jenseits erheben sich die Felsen von Meillerie; vom See aus gesehen, kann man sie wenig von den benachbarten Felsen unterscheiden. Das Dorf liegt am

Fuße derselben zerstreut, der einzige Thurm erhebt sich über die Häuser. Ich ließ den Schiffer an das Ufer fahren, und landete in der Gegend des verfallenen, alten Oertchens Evian. Indem ich von hier längs dem Ufer des See's nach Meillerie wanderte, kam ich durch eine sehr interessante Gegend. Die Sonne nahte sich ihrem Untergang, die glatte Fläche des Wassers war unbeweglich, und eine lange Reihe von Wallnußbäumen zog sich längs des Ufers, weiterhin steigt das Land, mit grünem Rasen bedeckt, empor. Jetzt gelangt man in eine reichbewaldete Strecke, bis man die fast senkrechten Felsen von Meillerie sich erheben sieht — hier kahl und unfruchtbar, dort mit Gebüsch und Grün bedeckt. In kleiner Entfernung erblickt man das Dorf mit seinem spitzen Thurm am Fuß des Berges, und geht man etwas weiter, so sieht man am jenseitigen Ufer das unsterbliche Clarens, — und in blendender Weiße über das Wasser hervorragend, die Mauern von Chillon. Als ich stille stand, wogten die Wellen langsam gegen meine Füße, und eine lange rosenfarbene Wolke, das unsterblich gewordene, eigenthümliche Colorit Meillerie's, senkte sich leise hinab von den Gipfeln des Jura. Ich

gestehe, daß ich in manchen Beziehungen mehr die Ansicht Scott's, als die Byron's über die Verdienste der Heloise theile. Julie und A. Prinx sind für mich, wie für Scott, „zwei langweilige Pedanten.“ — Aber es sind beredtsame Pedanten! Rousseau fesselt nicht durch die Charaktere, die er zeichnet, sondern durch die Gefühle, welche er ihnen beilegt. Ich berücksichtige nicht die Eigenthümlichkeit seiner Charaktere, ich vergesse sie vielmehr absichtlich, und halte mich bloß an die Gefühle, indem ich mir eigene Charaktere denke, die ihrer würdiger sein könnten. Meillerie ist mir kein Wallfahrtsort Juliens wegen, sondern der idealen Liebe. Es ist die Julie unseres eigenen Herzens, die Visionen unserer eigenen Jugend, welche unser Interesse für Scenen in Anspruch nehmen, die keine Kritik, keine Vernunftgründe der Liebe entfremden können. Wir denken nicht an den Idealisten, sondern an das Ideal. Rousseau erfüllt uns mit seinem eigenen Egoismus. Wir ziehen uns auf uns selbst zurück — wir leben in unsern eigenen Schöpfungen, und nicht in seinen; — so war es wenigstens mit mir der Fall. Wann werde ich jene Abenddämmerung an den Ufern von Meillerie ver-

gessen — oder jene sternenklare Nacht, in der ich zurückfuhr nach dem entgegengesetzten Ufer? Ein sanfter Wind wehte von Clarens her — Chillon erhob sich in der Entfernung aus den Wellen, — und alle Gedanken und Träume — alle unausgesprochenen und unaussprechlichen Erinnerungen der für immer entschwundenen Jugend und Leidenschaft erwachten wieder in meinem Geist. Die Gegend war belebt, nicht durch Rousseau, sondern durch das, was ihn begeistert hatte — geheiligt, nicht durch den Priester, sondern durch den Gott.

Ich habe nicht genau die Zeit bemerkt, wann meine Reise beendigt wurde, auf jeden Fall aber war es sehr spät.

Zu Vevay hatte ich das Grab Ludlow's, des Königsmörders, gesehen. Ein strenger Gegensatz zu den Bosquets (jetzt beides Kartoffelfelder) Juliens. Jetzt vom See aus schien mir die alte Stadt Vevay etwas dem furchtbaren Schatten des Königsmörders Entsprechendes zu haben. Aber auch selbst diese Erinnerung steht einigermaßen in Einklang mit den Gefühlen, welche der Ort anregt; und einer der schönsten Beweise weiblicher Treue ist die Ausdauer, mit der die Gattin des Republikaners alle Gefahren

und Wechselfälle seines bewegten Lebens theilte. Sein Grabmahl hat sie selbst errichten lassen. Wenn auch in einer Zeit, in der die ausgebildeteren Begriffe über das Recht beiden Partheien fremd waren, der Eifer Ludlow's sich mit Blut befleckte, das er hätte schonen sollen: so vermögen doch die Annalen jenes fürchterlichen Krieges kein uneigennützigeres, sich selbst aufopferndes Herz aufzuweisen, als das seinige. Seine Asche gehört mit zu den achtungswerthesten Reliquien am Genfersee.

Wenn man sich um einen Vorsprung des Ufers wendet, erblickt man wieder Clarens, besonders bemerkbar durch den Eindruck heiterer und tiefer Ruhe. Man sieht das Haus, in dem Byron eine Zeit lang wohnte, und das nichts Ausgezeichnetes hat. Dieses ist vielleicht der interessanteste Theil der Reise. Dunkle Schatten von den Alpen fielen rechts über die Wogen, aber links gegen Clarens zu war noch Alles sonnig und stille. Wenn man zurückblickte, so erschien der See wie eine Masse geschmolzenen Goldes — das Ufer zur Rechten fast undeutlich durch seinen Glanz, das zur Linken dagegen in seinen Umrissen bestimmt hervortretend durch seine Schatten. Hinter Chil-

lon, ein langes, weißes Gebäude, das in der Nähe mehr modern als alt erscheint, erheben sich waldigte Berge. Man übersieht jetzt das Ende des See's; die Ufer mit Waldung vom lebhaftesten Grün bekleidet. Die Pappel, der Kirchthurm des Waldes, erhebt sich oft schlank und malerisch unter den niedern Bäumen. Jetzt fährt man bei Villeneuve an der kleinen Insel vorbei, deren Byron erwähnt:

„Die kleine Insel zeigt sich mir
So groß als mein Gefängniß hier,
Drei Bäume zwar nur auf ihr stehn,
Doch nimmer kann ich satt sie sehn ꝛc.“ *).

Die drei Bäume standen noch da, grün und mit üppigem Laube. Villeneuve, hinter dem sich wieder Berge erheben, hat ein ehrwürdiges Ansehn, dem Alterthum, dessen es sich rühmt, entsprechend.

Ich landete nicht gern, obgleich ich noch die Pilgrimschaft nach Chillon vor mir hatte. Noch konnte ich mich nicht trennen vom See, noch immer verweilte mein Auge auf seiner ebenen Fläche. Vielleicht habe ich in der Vielen so gewöhnlichen Eitelkeit, die eine glänzende

*) Der Gefangene zu Chillon, Zeile 341.

Zukunft sich vorspiegeln, geträumt, als ich so nachdenkend dastand, daß unter den weniger glorreichen Namen, welche der Genfersee mit den unvergänglicheren vereinigt, er auch den eines Mannes nicht verächtlich zurückweisen werde, der wenigstens die Andacht des Pilgers fühlte, wenn ihn auch das Heiligthum nicht vermochte, seine Begeisterung würdig auszusprechen.

Die wahre Liebesprobe.

Die wahre Liebesprobe.

Nie hingen zwei Personen mit größerer Leidenschaft an einander, als Adolph und Celeste. Ihre Liebe war zum Sprichwort geworden. Es versteht sich von selbst, daß es eine unglückliche Neigung gewesen war, denn es liebt Niemand recht herzlich, wenn sich Keiner die Mühe giebt, Hindernisse in den Weg zu legen. Der Geist des Widerspruchs ist wunderbar stark in seinen Wirkungen.

Adolph war reich und adlig — Celeste war adlig und arm. Ihre Familien waren im Streite; die Familie Adolph's war außerordentlich ehrgeizig, und die Celeste's ungemein stolz. Wären sie auch die besten Freunde von der Welt gewesen, ihre Väter hätten die Liebe ihrer Kinder doch nicht genehmigt — Adolph's Vater

nicht, weil er für seinen Sohn eine reiche Parthie verlangte — der Celestens nicht, weil er zu stolz war, um gegen Jemand eine Verpflichtung einzugehen, und weil er Weltmann genug war, um einzusehen, daß, wer einem reichen Edelmann seine Tochter ohne Mitgift giebt, in dessen Schuld steht. Celestes Vater hätte seine Tochter gern einem reichen Parvenu gegeben, damit er ihm sein Geld abborgen und zugleich sich etwas auf seine Herablassung zu gut thun konnte. Denn es ist ein Grundsatz der guten Gesellschaft, daß ein Roturier keine Gunstbezeigung erweisen kann. Nimmt man seine Dienste an, so ist er Dank schuldig. Nicht sobald hatte man daher die aufkeimende Neigung der Liebenden entdeckt, als ihre Verwandten es für nöthig hielten, bedeutend in Harnisch zu gerathen. Es ist kein Zweifel, daß Eltern ein unbedingtes Recht auf die Augen, Nerven und Herzen ihrer Kinder haben. Was brauchen sie glücklich zu sein, wenn es nicht genau auf die Art ist, wie es den Eltern beliebt. Diese einleuchtenden Wahrheiten fanden jedoch bei Adolph und Celeste einigen Widerstand. Obgleich die letztere eingesperrt, und der erstere bewacht wurde, fuhren sie doch fort, mit einander zu correspon-

diren und zuweilen auch sich zu sehen. Ihre Liebe war keine flüchtige Laune; trotz aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren war sie am Ende eines Jahres heftiger als je geworden. Celestine hatte muthig zwei junge, artige und feurige Kaufleute und einen sehr alten Banquier ausgeschlagen, der sie in Jahresfrist als Wittwe zurückgelassen hätte. Adolph, der lebhafte, schöne Adolph, hatte jeden Gedanken an Hofiren und Erobern aufgegeben; seit er Celesten gesehen, hatten alle Frauen in seinen Augen ihren Reiz verloren. Aber obgleich ihre Leidenschaft durch die Zeit gestärkt wurde, so hatte doch die Zeit ihre Aussichten auf Erfolg nicht verbessert — sie fingen an, zu bangen und zu verzweifeln. Die Rosen erblichen auf Celeste's Wangen — sie härmte sich ab; ihr Mund kannte kein Lächeln mehr, ihr Wuchs verlor seine Wellenform, in ihren Augen standen beständig Thränen, und sie seufzte so, daß es allen Dienern des Hauses zu Herzen ging. Endlich erkrankte sie, die Arme kam aus Liebe dem Tode nahe. Die heftigere Leidenschaft Adolph's brachte auch ihm eine Krankheit zuwege. Sein Puls brannte fieberhaft, seine Rede war oft unzusammenhängend — sein Urgroß-

vater war verrückt gewesen — Adolph gab die beste Hoffnung, seinen Vorfahren nachzuschlagen.

Besorgt, aber nicht erweicht, sprach der Vater unseres Verliebten ernstlich mit ihm. „Entsage dieser übel angebrachten Liebe — wenn auch nur für einige Zeit. Der Müßiggang ist der Quell dieser jugendlichen Thorheit. — Ich will mein halbes Vermögen daran legen, um Dir die Hofstelle zu schaffen, welche Dein Ehrgeiz sich so oft als das Höchste erträumt hat. Mein Sohn, Du bist jung, muthig, emporstrebend; Dein Glück, Dein Ruf wird fest stehen. Ich will gern dies Opfer bringen, wenn Du nur Celesten aufgiebst."

Adolph preßte die Hand seines Vaters. „Unmöglich!" murmelte er. Ein Blick von ihr wiegt alle Träume des Ehrgeizes auf." Damit verließ er das Zimmer.

Da unsere Verliebten endlich fanden, daß sie nicht zusammen leben könnten, so faßten sie den verzweifelten Entschluß — auch nicht mehr getrennt zu leben: (in ihrem Vaterlande ist dieß eine sehr beliebte Alternative); kurz sie nahmen sich vor, sich um's Leben zu bringen. Ich wollte, ich hätte die Briefe behalten können, die sie über diesen traurigen Gegenstand wechselten.

Ich habe nie etwas so Einfaches und Rührendes gelesen; wer sie gesehen hätte, müßte es für die natürlichste Sache von der Welt halten, daß Leute, die nur einige wahre Zuneigung für einander haben, nie die Blausäure bei sich ausgehen lassen dürfen; wer weiß denn, welches Ereigniß sie plötzlich trennen kann; und wie viel angenehmer ist es, todt, als getrennt zu sein!

Die Liebenden kamen also überein, sich in derselben Nacht zu vergiften. Die letzten Briefe waren geschrieben und mit ihren Thränen geweicht. Es war eilf Uhr. Adolph hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen — er nahm das Gift — und betrachtete es tiefsinnig. „Morgen," sagte er nachdenkend — „morgen" — er zog den Pfropfen heraus — „morgen" — es riecht sehr unangenehm — „morgen werde ich zur Ruhe sein. Dieses Herz" — er schüttelte die Phiole — „wie es schäumt! — dieses Herz wird aufgehört haben, zu schlagen — und unsere grausamen Eltern werden uns ein gemeinschaftliches Grab nicht versagen." Bei diesen Worten seufzte er schwer, murmelte den Namen Celestens, und schluckte den verhängnißvollen Trank herunter.

Während deß waren die Eltern Adolph's noch

bei dem Abendbrot. Der alte Kellermeister, der sich die Augen abgetrocknet hatte, als Adolph das Zimmer verließ, trippelte hin und her mit der Miene eines Menschen, der Etwas auf dem Herzen hat. Da sein Herr jedoch sehr hungrig, und dessen Gemahlin sehr schläfrig war, so wurde er von Beiden nicht beachtet. Als endlich alle andern Diener das Zimmer bereits verlassen hatten, blieb der alte Mann noch immer zurück — setzte dreimal die Gläser wieder hin — und stellte dreimal die Krystallflaschen in Ordnung.

„Es ist gut so — laßt's nur sein — macht die Thür hinter euch zu."

„Ja, Sir, ja. Haben Sie — Hm!"

„Was?"

„Den jungen Herrn, Sir?"

„Nun, was ist's mit ihm?"

„Ach, Sir. Ich fürchte, es ist nicht ganz richtig mit ihm. Haben Sie nicht bemerkt, wie er aussah, als er das Zimmer verließ?"

„Ma foi! ich war eben mit dem Huhn beschäftigt."

„Und Sie, gnädige Frau? Er küßte Ihnen so liebevoll die Hand!"

„Ach ja! (Schläfrig) Er hat ein vortreffliches Herz, le cher enfant!“

„Ich schwätze nicht gern, gnädige Frau — aber — aber — der junge Herr hat in den letzten zwei, drei Tagen so seltsames Zeug mit sich selbst gesprochen, und den ganzen Morgen heut hat er, wie er sagt, um Experimente zu machen, Hunde vergiftet.“

„Gift!“ rief die Mutter, vollkommen munter, „hat er Gift in Händen?“

„Ach ja — alle Taschen voll.“

„Himmel!“ rief der Vater. „Das darf nicht geduldet werden — wenn er in Verzweiflung gerathen sollte — es ist ein so eigner Junge. Sein Urgroßvater ist verrückt gestorben. Ich will sogleich auf sein Zimmer gehen.“

„Und ich gehe mit!“ sagte die Mutter.

Das gute Paar eilte nach Adolph's Stube; als sie die Thüre öffneten, hörten sie stöhnen; sie fanden ihren Sohn auf dem Bette bleich und verstört; auf dem Tische stand eine mit „Gift“ bezeichnete Phiole, und die Phiole war leer.

„Mein Sohn, mein Sohn! Du kannst Dich nicht so vergangen haben — o sprich — es ist nicht möglich — sprich!“

„O, ich leide Höllenqualen! O! O! Ich sterbe. Laßt mich! Celeste hat auch Gift genommen — wir konnten nicht zusammen leben — grausame Eltern — wir verlachen Euch und sterben!"

Komm zu Dir — erhole Dich, mein Sohn, und Celeste soll Dein sein!" sagte die Mutter beinah in Krämpfen.

Der Vater war schon nach einem Arzte gegangen, der nicht weit von Celesten wohnte, während dieser in Eile seine Mittel bereitete, voll Mitleid auch nach dem Hause Celestens gelaufen, wo er ihrem Vater schnell die Nachricht mittheilte, die er so eben vernommen. Der arme alte Herr humpelte nach dem Zimmer seiner Tochter. Zum Glück fand er seine Frau bei ihr; sie hatte „der Kleinen" guten Rath gegeben, und dieß ist eine sehr weitschweifige Sache. Celeste wartete mit Ungeduld auf ihre Entfernung; sie starb vor Verlangen nach dem Tode! Da stürzt ihr Vater herein. „Kind," rief er, „Kind — was sind das für Geschichten — hast Du Dich vergiftet? Der junge Taugenichts dort ist schon" —

„Schon!" schrie Celeste, die Hände ringend. „Schon! So erwartet er mich also! Ach die

Zusage will ich wenigstens nicht brechen!" Sie sprang nach ihrem Bette und holte eine Phiole unter dem Kissen hervor; aber der Vater kam noch zur rechten Zeit und riß sie ihr aus der Hand. Die Tochter fiel in heftige Krämpfe, die ihr so gefährlich zu werden drohten, als das Gift.

Zweites Capitel.

Wie sehr es unsere Liebenden auch übertreiben mochten, jedenfalls liebten sie einander wahrhaft, uneigennützig und von ganzem Herzen. In zehntausend Fällen ist die Liebe nicht Einmal so stark und verspricht solche Dauer.

Adolph starb nicht — das Gegenmittel wurde bei Zeiten eingegeben — er genas. Die Krankheit Celestens war gefährlicher — die Arme hatte ein hitziges Fieber zu bestehen, und mehre Wochen zitterte man für ihr Leben und ihren Verstand. Es gibt keine Eltern, die dem widerstehen können; gewöhnliche Launen kann man brechen, aber wenn junge Leute sich vergiften und

in hitzige Fieber verfallen — il faut céder. Ueberdies bringen solche Ereignisse das ganze Haus in Verwirrung und stören Einen in seiner Ruhe. Man capitulirt immer gern, wenn man selbst der Sache überdrüssig wird. Die alten Leute vertrugen sich, und die Kinder wurden miteinander verheirathet. Da der Bräutigam sowohl, wie Celeste, überzeugt war, daß der einzige Zweck des Lebens in ihrem Zusammensein liege, so eilten sie sogleich in die süße Einsamkeit des Landes. Sie besaßen eine reizende Villa und schöne Gärten — sie waren Beide geistreich — talentvoll — liebenswürdig — jung und verliebt. Wie war es möglich, daß sie die Langeweile ankommen konnte? Sie konnten es nicht über sich bringen, Eines das Andere aus dem Auge zu verlieren.

„Ach, Adolph, Du böser Mensch, wo bist Du gewesen?“

„Nur im Forste gejagt, mein Engel.“

„Wie, und ohne mich? Pfui! Versprich mir, das nicht mehr zu thun.“

„O, Theuerste, wie gern!“

Ein andermal hieß es:

„Wie Celeste! Drei Stunden lang habe ich Dich gesucht! Wo hast Du gesteckt?“

„Sieh nicht so bös aus, Adolph; ich hatte nur dem Gärtner Anweisung zur Anlage einer kleinen Laube gegeben, in der Du lesen könntest. Es sollte eine Ueberraschung werden.“

„Meine gute Celeste! Aber drei Stunden — es ist eine Ewigkeit ohne Dich! Versprich mir, mich nicht mehr zu verlassen, ohne mir zu sagen, wo ich Dich finden kann.“

„Mein theuerster, theuerster Adolph! wie liebe ich Dich! Möge meine Nähe Dir immer so werth sein!“

Diese Lebensweise ist bei Vielen etliche Tage sehr reizend. Adolph und Celeste liebten sich so innig, daß sie mehrere Monate dauerte. Was zuerst Leidenschaft war, wurde später Gewohnheit, und der Eine schalt den Andern aus Gewohnheit, wenn er oder sie sich der Abwechselung verschiedener Unterhaltungen überließ.

Da sie nichts weiter zu thun hatten, als auf Gesichter zu sehen, die sie früher für schön gehalten hatten, so ward es dann und wann schwer, sich des Gähnens zu enthalten; und kürzlich hatte es einige kleine Reden, wie die folgenden, gegeben:

„Lieber Adolph, Du sprichst gar nicht mehr

mit mir — leg' doch das garstige Buch weg, in dem Du immer liest."

„Mein Engel, Du hörst ja nicht auf mich. Ich erzähle Dir von meinen Reisen, und Du gähnst mir in's Gesicht."

„Mein theurer Adolph, ich bin so schläfrig."

Als Adolph eines Morgens erwachte, und sich im Bette umwendete, ruhten seine Blicke auf Celesten, die noch schlief. „Wahrhaftig," dachte er, „das habe ich noch nicht gesehen. Ich muß noch einmal hinsehen, — ja, bei Gott, sie hat eine Warze auf dem Kinn!"

Adolph stand auf und zog sich an. Adolph war ernst und nachdenkend. Sie trafen sich beim Frühstück. Celeste war sehr munter, Adolph war düster und niedergeschlagen.

„Wir wollen heute ausreiten," sagte Celeste.

„Ich habe Kopfweh, Liebe."

„Du Armer! Nun, so laß uns das neue Gedicht lesen."

„O, Liebe, Du sprichst so laut."

„Ich!" sagte Celeste, blickte Adolph vorwurfsvoll an, und bemerkte zum ersten Male etwas in seinen Augen, was sie befremdete. Sie sah noch einmal hin. „Guter Gott!" dachte sie, „es ist kein Zweifel, Adolph schielt."

Auf der anderen Seite murmelte Adolph: „Die Warze ist seit heute Morgen noch gewachsen.“

Es ließ sich nicht beschreiben, welche Wirkung die unselige Entdeckung auf Adolph machte. Er dachte unaufhörlich daran. Er konnte über weiter nichts klagen — aber freilich Warzen auf dem Kinn sind nicht angenehm. Celeste's Schönheit hatte seit ihrer Heirath sehr gewonnen. Es fiel Jedem auf. Adolph aber sah nichts als die Warze auf ihrem Kinn. Ihr Teint war blühender, ihr Wuchs voller, ihr Gang stattlicher geworden; aber was will das Alles heißen, wenn man eine Warze auf dem Kinn hat! Mit jedem Tage schien die Warze dicker und dicker zu werden — in Adolph's Augen drohte sie bald das ganze Gesicht einzunehmen. Ja er sah schon in gebührender Zeit seine schöne Celeste Eine Warze werden. Er unterdrückte seinen Kummer so gut er konnte, weil er von Natur zartfühlend und wohlerzogen war; aber er dachte, es wäre nicht übel, wenn jedes seine besonderen Zimmer hätte.

Sonderbar war es, daß während deß Adolphs Schielen täglich schlimmer und auffallender wurde. „Ehe wir uns heiratheten,“ dachte Ce-

leste, „hat er bestimmt nicht geschielt; es ist sehr unangenehm; es wird Einem so unbehaglich, wenn man von einer Person angestarrt wird, die nach zwei Seiten sehen kann, und Adolph hat es zum Unglück an sich, daß er Alles anstarrt. Ich glaube, ich sollte ihm einen freundlichen, zarten Wink geben — es kann ja nicht unheilbar sein."

Da in dem ehelichen Wetteifer, Fehler an einander zu finden, Frauen immer den Vorsprung haben, so beschloß Celeste, bei der ersten passenden Gelegenheit den Wink zu wagen.

„Sieh doch, Celeste," sagte Adolph eines Morgens, „ich muß Dir meinen Hund zeigen."

„Willst Du gehn! Dummes Thier! Schick ihn fort. Sieh nur, was für Spuren seine Pfoten zurückgelassen haben. Ich kann die Hunde nicht ausstehen, Adolph."

„Armes Geschöpf," sagte Adolph, seinem Liebling schmeichelnd.

„Galt das mir oder ihm?" fragte Celeste.

„Oh, natürlich dem Hunde"

„Ich bitte um Verzeihung, Lieber, aber ich dachte, Du hättest mich angesehen. In der That, Adolph, Du hast, die Wahrheit zu sagen, in der letzten Zeit eine recht böse Gewohn-

heit angenommen — Du bekommst einen ganz falschen Blick."

„Madame!" rief Adolph, ungemein beleidigt, indem er nach dem Spiegel eilte.

„Sei nicht bös, Lieber; ich hätte es nicht erwähnt, wenn es nicht täglich schlimmer würde. Ich bin überzeugt, daß es sich noch heilen läßt; Du brauchst nur eine Oblate auf die Nasenspitze zu legen, und Du wirst bald wieder gerade sehen."

„Eine Oblate auf die Nase! Du thätest besser, Celeste, Du legtest eine auf die Warze an Deinem Kinn."

„Mein Kinn!" rief Celeste, die ebenfalls nach dem Spiegel lief. „Was meinen Sie damit, Sir?"

„Nichts, als daß Du da eine große Warze hast, die Du lieber verbergen solltest."

„Sir!"

„Madame!"

„Eine Warze auf meinem Kinn — Ungeheuer!"

„Ein falscher Blick — Närrin!"

„Ja! Wie konnt ich nur einen Mann lieben, der schielt!"

„Oder ich eine Frau mit einer Warze auf dem Kinn!“

„Sir, ich werde mich nicht herablassen, Ihre Beleidigungen zu beachten. Es ist kein Wunder — Sie können nicht sehen! Ich bedaure Ihren Fehler!“

„Madame, ich verachte Ihre Bemerkungen; aber da Sie die Aussage Ihres eigenen Spiegels ableugnen, so erlauben Sie, daß ich einen Arzt kommen lasse, und kann er Ihre Verunstaltung heilen, um so besser für Sie.“

„Ja, schicken Sie nur nach einem Artzt; er soll sagen, ob Sie schielen oder nicht — armer Adolph, ich bin nicht bös, o nein, ich bedaure einen so traurigen Fehler.“

Celeste brach in Thränen aus. Adolph nahm wüthend seinen Hut, bestieg sein Pferd und ritt selbst nach dem Doctor.

Dieser war nicht bloß Arzt, sondern auch Philosoph — er holte seinen Klepper und trabte zurück mit Adolph. Unterwegs lockte er Adolph seine ganze Geschichte ab, denn in der Leidenschaft bringt man die Menschen leicht zum Plaudern. „Das treulose Weib“ — sagte Adolph — „wollen Sie es wohl glauben? Wir haben Einer für den Anderen der ganzen Welt Trotz geboten —

nie haben zwei Personen sich so geliebt — ja wir zogen sogar den Selbstmord einer längeren Trennung vor. Um ihretwillen schlug ich die glänzendsten Partien aus — ich war schon zu glücklich, daß sie nur ohne Mitgift mein sein wollte — und nun erklärt sie, ich schiele. Und oh, was für eine Warze hat sie auf ihrem Kinn!"

Der Doctor konnte nicht gut sehen, ob Adolph schielte, denn er hatte den Hut über die Augen gedrückt; überdies hielt er es weislich für besser, nur Eine Krankheit auf einmal zu behandeln.

„Was die Warze betrifft," sagte er, „so ist sie nicht schwer zu heilen."

„Aber wenn meine Frau nicht eingestehen will, daß sie eine hat, so wird sie sich auch nicht wollen heilen lassen. Mir läge gar nichts daran, wenn sie es nur eingestehen wollte. Oh über die Eitelkeit der Frauen!"

„Sie haben diesen kleinen Fehler vermuthlich bei der Rückkehr von einer Reise entdeckt" —

„Reise? Seit unsrer Heirath sind wir nicht einen Tag getrennt gewesen."

„Oho!" dachte der Doctor in Nachsinnen vertieft — Ich habe schon bemerkt, daß er ein

Philosoph war — aber freilich gehörte nicht viel Philosophie dazu, um einzusehen, daß Personen, die vor ein paar Monaten für einander sterben wollten, nicht bloß wegen einer Warze oder eines falschen Blickes sich fremd geworden sein könnten.

Sie kamen auf Adolphs Villa an und traten in den Saal. Celeste weinte nicht mehr. Sie hatte die Haube aufgesetzt, die ihr am besten stand, und sah wie eine beleidigte, aber sich doch nicht beschwerende Frau aus.

„Gesteh die Warze ein, Celeste," sagte Adolph „und ich will Alles vergeben."

„Warum so eigensinnig wegen dieses falschen Blickes? Wenn auch Andre Dich deßhalb weniger bewundern mögen, bei mir wird das der Fall nicht sein, wenn Du nur nicht so eitel bist, es abzuleugnen."

„Genug, Madame. Doctor, sehen Sie sich diese Dame an. Ist die Warze nicht fürchterlich — kann sie geheilt werden?"

„Oh," rief Celeste seufzend, „sehen Sie lieber, wie mein armer Mann schielt. Seine Augen waren so schön, ehe wir uns verheiratheten."

Der Doctor setzte seine Brille auf, und sah erst die Eine, dann den Andern an.

„Sir,“ sagte er bedächtig, „diese Dame hat allerdings auf der linken Seite des Kinns ein Pünctchen, das beträchtlich kleiner ist, als ein Stecknadelskopf. Und die Pupille des rechten Auges Ihres Mannes, Madame, ist in der That, wie dies unter zehn Personen bei neun der Fall ist, um den hundertsten Theil eines Zolles näher an der Nase, als die Pupille des linken Auges. So kommt die Sache mir vor, der ich Sie Beide zum erstenmale sehe. Aber ich wundre mich nicht, daß Sie, Sir, das Wärzchen für so ungeheuer, und Sie, Madame, das Auge für so verdreht halten, da Sie sich täglich sehen!“

Hier drängte sich aber dem Paare zu gleicher Zeit eine geheime Ahnung auf, als ein Bote athemlos ankam, um Adolph zu seinem Vater zu bescheiden, der plötzlich erkrankt war. Nach drei Monaten kehrte Adolph zurück. Celestes Warze war vollkommen verschwunden, und Celeste fand ihres Mannes Auge so schön wie je.

Durch Erfahrung belehrt, erkannten sie, daß Warzen schnell auf dem Kinn wachsen, und daß Augen sich leicht zum Schielen gewöhnen,

wenn man sie zu anhaltend ansieht; und daß es für zwei Personen leicht ist, als Verliebte freudig für einander zu sterben, aber gar schwer, wenn man mit dem Zusammensein nicht sparsam umgeht, nach der Heirath vergnügt mit einander zu leben.

Ueber den
Mangel an Sympathie.

Ueber den

Mangel an Sympathie.

Ich muß lächeln, wenn ich die Jugend, in wonnigem Vorgenuß, von dem Entzücken sprechen höre, einen gänzlich gleichgestimmten Geist zu finden — ein Echo des Herzens — ein zweites Ich. Wer lebte, der nicht das Hirngespinnst zu finden hoffte, und wer lebte, der es jemals gefunden hätte? Es ist die gewöhnlichste und die dauerndste unserer Täuschungen. Das, was die Natur des einen menschlichen Wesens bildet — (seine Gefühle, Gedanken, Zwecke, Bestrebungen) ist unendlich complicirt und mannigfaltig; durch eine Menge früherer Zufälligkeiten, dunkler Erinnerungen, unbewußter Gedankenverbindungen, constitutioneller Eigenthümlichkeiten gebildet, durch Eigenschaften

und Beziehungen, die ausschließlich dem einen Wesen zukommen, und nur theilweise Anderen. Es ist eine Wahrheit, die Jeder zugeben wird, daß es nie zwei ganz ähnliche Personen gab, und doch befremdet Jeden die nothwendige, wenn auch traurige Schlußfolge, daß Niemand ein zweites Ich zu finden hoffen darf. Und so leben wir denn fort, Sympathie suchend und wünschend bis zum letzten Augenblick! Es ist zugleich ein widerwärtiges Zeugniß für die Eitelkeit menschlicher Wünsche, daß die, welche sich am meisten nach Sympathie sehnen, die wenigste Aussicht haben, sie zu finden. Es ist dieses ein nothwendiger Theil des sehnsüchtigen und veränderlichen Temperaments des Dichters. Je mehr er sich überzeugt, daß seine erhabensten Visionen durch die Menge nicht verstanden werden, desto mehr sehnt er sich nach dem einen Herzen und Geiste, dem er sie mittheilen könne, ja, der sie fast ohne Mittheilung durch das Wort verstehe — durch einen Instinkt — durch einen Magnetismus, — durch jenen unsichtbaren und elektrischen Einklang zweier Seelen, welche wir unter dem Worte „Sympathie" im ausgedehntesten und höchsten Sinne verstehen. Aber die Unwahrscheinlichkeit, einen sol-

chen Einklang zu finden, steht gewiß im Verhältniß zu der Seltenheit desselben. Wenn es uns aber auch gelingt, wenn wir ein eben so gefühlvolles Wesen finden, so verlangt es, statt mit uns zu sympathisiren, bloß Sympathie für sich. Für einen Dichter müßte eine Dichterin sich am Besten eignen; aber diese könnte grade von Allen am wenigsten mit einem Dichter sympathisiren. Man denke sich zwei Personen von derselben Empfindlichkeit und denselben Ansprüchen vereinigt! Mephistopheles selbst könnte sich keine unglücklichere Verbindung ausdenken! Es ist seltsam, daß Diejenigen, die am meisten darauf berechnet sind, mit dem Genius umzugehn, gegen seine Schwächen und Ueberspannungen nachsichtig zu sein, seine Wünsche zu verstehen, und ihnen zuvor zu kommen, ihn mit dem Mitleiden und der Ehrfurcht der Liebe zu ehren, gewöhnlich selbst ohne Genie, und von verhältnißmäßig untergeordneten Geistesgaben sind. Man erzählt die rührende Anekdote, daß die Frau eines Mannes von Genie auf ihrem Todtenbette ausgerufen habe: — „Ach, mein armer Freund, wenn ich nicht mehr bin, wer wird Dich denn verstehen? —“ Und diese Frau, welche das Wesen, mit dem sie für das

Leben vereinigt war, zu verstehen das Bewußtsein hatte, stand keineswegs mit ihm auf gleicher geistiger Höhe. Die Lebensbeschreibung, welche ihre Zärtlichkeit unsterblich macht, schweigt über ihre Talente. Zwischen einem großen Manne und einem andern ist in der That keine wirkliche Sympathie vorhanden, nur ehrerbietige Bewunderung nimmt deren Stelle ein. Auch zweifle ich sehr, ob die Neigung, Personen zu verehren, eine gewöhnliche Eigenschaft der höchsten geistigen Fähigkeiten ist. Solche Männer fühlen allerdings Verehrung; sie erfüllt ihren Geist, aber nicht für Sterbliche, denen sie sich überlegen fühlen, wohl aber für abstracte und unkörperliche Dinge — für den Ruhm — für die Tugend — für die Weisheit — für die Natur, oder für Gott. Selbst in den größten Männern, die sie umgeben, durchschaut ihr, unglücklicherweise zu scharfer Blick die Schwächen; sie beurtheilen ihre Mitmenschen in Beziehung auf ihr Ideal. Sie werden nicht verblendet durch den Glanz des Genius, weil sie selbst mit ihm vertraut und bekannt sind. Sie können bedauern, aber nicht bewundern. Gott und die Engel haben Mitleid mit unseren Schwächen, aber sie bewundern nicht unsere

Macht. Auch die, welche sich am meisten der göttlichen Einsicht, oder der Heiligkeit der Engel nähern, sehen auf ihre Brüder von einem höheren Standpunkte; — sie können aus ihrer himmlischen Höhe bedauern und bemitleiden, was unter ihnen, aber sie können nur verehren und anbeten, was über ihnen ist.

Auf einer niedrigern, jedoch in Vergleichung mit der Menge noch erhabenen Stufe findet sich das Prinzip der Bewunderung am häufigsten und reinsten — ein Geist, der einen Führer sucht, der ihn schützen und ihm rathen kann — Jemand, der die Größe zu würdigen weiß, aber keinen Maßstab für deren Verhältnisse hat. So bemerken wir denn in Lebensbeschreibungen, daß die Freundschaft unter großen Männern selten innig und dauernd ist. Ein Boswell ist der größte Freund eines Johnson. Der Genius hat keinen Bruder, keinen Gefährten; zu Andern steht er nur im Verhältniß eines Vormundes oder eines Vaters. Deshalb verlangen auch die Dichter, der Ursachen vielleicht sich nicht bewußt, aber in Folge jenes feinen natürlichen Instinkts, der richtiger leitet, als alle Philosophie, in ihren Idealen der Liebe Verehrung, als eine wesentliche Eigenschaft; sie verlangen in ihrer

Geliebten ein Wesen, nicht von hohen Geistesgaben, sondern ganz in ihren Geist sich verlierend und auflösend; — eine Medora für den Konrad. Es war wohl gethan, jene Medora auf eine wüste Insel zu bringen — um sie von der Welt auszuschließen. Im civilisirten Leben würde das arme Mädchen das Herz ihres Korsaren bald mit Madame Carson in einer Opernloge haben theilen müssen! — Aber diese Liebe, wenn auch zart und geistig, ist noch keine Sympathie. Konrad hätte der Medora sich nicht ganz anvertrauen können. Sie war die Geliebte seines Herzens, aber nicht nach dem schönen arabischen Ausdruck: „die Gebieterin seines Geistes.“ — Die untergeordneten Naturen sind es also, welche den Genius am meisten verehren, schätzen und würdigen; aber wie Vieles kann der Genius untergeordneten Naturen gar nicht offenbaren! Wie können wir jene feurige Beredtsamkeit der Gefühle und Leidenschaften, die oft wie eine Last uns fast erdrücken, Jemand mittheilen, der zwar uns aufmerksam zuhören, aber, wie Boswell wünschen wird, daß noch ein anderer Zuhörer zugegen sei, um zu bewundern, wie schön wir sprechen.

Es giebt aber bisweilen Augenblicke im Le-

ben, wo wir uns einbilden, unsere Zwecke erreicht zu haben, wo wir „εὕρηκα“ rufen — wo wie glauben, unser zweites Ich sei vor uns! Wie gleichgestimmt erscheinen zwei Personen, die sich lieben! In jener sanften Nachgiebigkeit — jenem unbewußten Systeme der Selbstaufopferung, welche den Charakter der Liebe bei ihrem ersten Entstehen bilden, scheint jede Natur mit der anderen vereinigt — sie bilden nicht zwei Naturen, sie bilden nur eine! — In dem bezaubernden Mondlichte jener entzückenden Leidenschaft wird alles Harte oder Unharmonische gemildert; die Unregelmäßigkeiten und scharfen Ecken treten in den Schatten zurück; Alles, was wir sehen, steht im Einklang zu uns selbst. Unser leisester Gedanke wird dann errathen, unserem geringsten Wunsche kommt man entgegen, und welchen zarten Trost finden wir gegen die Leiden unseres Gemüths oder unsers Körpers! Selbst Sorge und Krankheit haben dann ihre Reize — sie bringen uns näher unter die Fittiche unseres schützenden Geistes. Und wir Thoren bilden uns nun ein, diese Sympathie müsse ewig währen. Aber die Zeit — sie weiß zu trennen! — nach und nach entfremden wir uns wieder gegenseitig. Das Licht des Tages dringt

ein, der Mond ist verschwunden, und wir sehen jetzt klar und deutlich alle die scharfen Linien und spitzen Ecken, die uns früher verborgen blieben. Das weibliche Wesen hat ihre Einwendungen, und das männliche auch.

Meine Verlorne, meine Begrabene, meine Unvergessene! — Du, die ich in meiner ersten frischen Lebensblüthe kannte — Du, die von mir gerissen wurde, bevor noch ein Blatt des Sommers der Liebe und Jugend zu welken begann — Du, über deren Grabe ich, fast noch ein Knabe, die weichen Gefühle meines Gemüths fast wegweinte; — jetzt, da ich das ewig sich wiederholende Treiben der Welt, und das Schicksal aller menschlichen Verbindungen kenne, freue ich mich, daß Du nicht mehr bist! — daß die Gewohnheit nie die Musik Deiner süßen Stimme, die Magie Deiner Augen mir gleichgültig machten, daß der Zauber eines schönen Traums bis auf den letzten Augenblick Dich umgab! Lebtest Du noch, so würden wir, — zwar nicht unsere Liebe — aber Alles, was die Liebe göttlich macht, überlebt haben — die begeisternde Anbetung, welche kaum glaubte, ein menschliches Wesen des Staubes und des Wechsels zu verehren — der unbe-

grenzte, überschwengliche Glaube an die gegenseitige Treue und Tugend, der fast uns zu Dem machte, was er voraussetzte, um der hohen Stellung würdig uns zu erhalten, in der wir uns über die Kinder der Erde erhoben hatten. Alles dieses — seit wie lange würde es schon vorüber sein — Deine Liebe würde das Loos jeder Liebe getheilt haben. So wie es aber jetzt ist, kann ich durch das Andenken an Dich über jede Täuschung der Erde mich trösten! — Auf Deinem Bilde haftet nicht der Flecken eines Fleckens! In meinen Stunden der Krankheit — der Schwermuth — der ängstlichen Besorgnisse für die Gegenwart und Zukunft, erscheinst Du mir in Deiner blühenden Jugend, mit Deinem süßen Lächeln — denn Dir war jedes verletzende Wort, und jeder mißtrauische Gedanke fremd. In Allem, was von Dir in meinem Andenken lebt, ist nicht eine Erinnerung, die ich vergessen möchte. Der Tod ist die große Schatzkammer der Liebe. Dort liegt der wahre Reichthum der Leidenschaft und Jugend begraben, dort sucht das einst so freigebige Herz jene Schätze, die es der Welt jetzt, sich vor ihr verschließend, entzieht. Von jetzt ab steht es mit den menschli-

chen Angelegenheiten nur durch den Verkehr der Neigungen in Verbindung.

Untergeordnete Geister jedoch, die nur dem Gewöhnlichen sich zuwenden, finden vielleicht mehr eine Sympathie, die ihnen genügen kann, Der Mann, der sich mit nichts als der Jagd beschäftigt, wird überall, wo Hunde und Jäger sind, Gleichgestimmte finden. Das Weib, dessen Geist nur auf dem Tanzsaal lebt, kann eine Menge Gleichgestimmter finden. Es war der Weltmann, der von seinen zahlreichen Freunden sprach — es war der Weise, der ihm traurig erwiederte: — „Freund! Du bist glücklich; ich habe noch keinen einzigen gefunden!"

Es giebt zwei Mittel gegen die Sehnsucht nach Sympathie, und das erste empfehle ich allen literarisch beschäftigten Männern, als ein großes Mittel, die moralische Gesundheit zu erhalten. Es ist dieses: wir sollten, neben unseren geistigen Bestrebungen, irgend einen Gegenstand verfolgen, den wir mit der Menge gemein haben können, einen Zweck, sei er bloß für die Unterhaltung bestimmt, oder beziehe er sich auf Geschäfte oder Politik, der uns mit unsern Nebenmenschen in Berührung bringt. Hierin können wir leicht einen Gefährten finden,

unsere Sehnsucht nach Sympathie wenigstens theilweise befriedigen, und das Gefühl unserer Verlassenheit beschwichtigen. Die Einsamkeit wird uns dann Erholung, und unsere geistigern Bestrebungen sind die Seraphe, welche sie mit uns theilen. Unsere Einbildungskraft, strenge gesondert von der Welt, ist dann das Eden, in dem wir mit Gott wandeln. Denn da wir dem Treiben der Menge uns angeschlossen, und dafür Theilnahme gefunden haben, so sehnen wir uns nicht mehr so innig nach Sympathie mit Dem, was Andere nicht mit uns gemein haben, und was unsern edleren Theil bildet. Und dieses erinnert mich an das zweite Mittel. Wir lernen so unsere eigenen Träume und Gedanken zu unseren Gefährten, zu unserer Geliebten, zu unserer Egeria machen. Wir lernen unabhängig sein, — uns selbst genügen. Während unseres Schlafes nach den Leidenschaften der Welt, bildet Gott uns eine Eva aus unserer eigenen Brust. Und doch wird es uns oft betrüben, zu denken, daß wir zum Staube zurückkehren, die Erbschaft des Lebens aufgeben, unsere Atome den Elementen neuer Dinge überlassen sollen — ohne den geistigsten Theil unseres Ich mitgetheilt zu haben! — In wie viele

Bände können wir nur den zehnten Theil von Dem niederlegen, was wir gefühlt haben? — Wie viele glänzende Gedanken, wie viele göttliche Visionen würden sogar unserer spotten, wenn wir sie auf diesem leblosen Papier niederschreiben wollten? — Sich ruhig und kalt hinzusetzen, die wechselnden Farben und Schattirungen dieser Regenbogenbilder abzumalen, die in jedem Augenblicke sich verändern! — nein — wir sind nicht bloße Maschinen, die in Perioden und Phrasen Alles wiedergeben können. Der Schriftsteller ist dem Mann überlegen! — So wie der beste Theil der Schönheit der ist, den die Malerei nicht darzustellen vermag *), so können auch Worte mit dem höhern Wesen des Dichters uns nicht bekannt machen. Würde Shakespeare auch bei einem ewigen Leben seine Gedanken haben erschöpfen können?

Ein noch niederdrückenderer Gedanke, als die Bemerkung, die ich eben machte, und die doch etwas Erhebendes noch in sich hat, ist es vielleicht, zu wissen, wie sehr, aus Mangel an Sympathie Anderer mit uns, unsere edelsten Beweggründe, unsere reinsten Eigenschaften, miß-

*) Bacon.

verstanden und falsch ausgelegt worden. Wir sterben — Niemand hat uns gekannt! — und doch wollen Alle über unseren Charakter urtheilen — auf einen Blick die Tiefe unsers Gemüths ermessen — über uns schwatzen, als wenn sie seit unserer Kindheit mit uns vertraut und bekannt gewesen wären. Einer von diesen Vielen schreibt dann unsere Biographie — die Andern lesen sie, und nun wird für immer über uns abgesprochen. So gelangt denn die Kunde über uns zu den Söhnen unserer Söhne — entstellt und unwahr; und wir werden, wenn wir aus unserm jenseitigen Dasein zurückschauen auf die Urtheile der Menschen über unsern Charakter und unser Leben, nicht einen einzigen Zug des Gemäldes wiedererkennen können, wie wir waren auf der Erde.

A r a s m a n e s.

Anmerkung. Die folgende Erzählung, welche der Verf. bereits früher einzeln hat erscheinen lassen, ist hier nach der Uebersetzung des Hrn. O. v. Czarnowski abgedruckt, welche, zusammen mit Bulwer's Gedicht, O'Neill, schon im vorigen Jahre ebenfalls bei dem Verleger dieses Werkes herausgekommen ist.

A r a s m a n e s.

Erstes Capitel.

In den weiten Ebenen von Chaldäa sah der ehrwürdige Chosphor, nicht der unberühmteste jener Patriarchen der Vorzeit, denen wir unsere ersten Kenntnisse über die Gestirne des Himmels verdanken, dem Ende seiner Tage entgegen. Auf seinem Todesbette sprach er Folgendes zu seinem einzigen Sohn, dem jungen Arasmanes, dessen Frömmigkeit selbst in jener dunklen Stunde ihm ein Trost und ein Segen war, und für dessen wachsenden Ruhm, seiner Klugheit und Tapferkeit wegen, die schwachen Pulse des entweichenden Lebens noch mit väterlichem Stolze schlugen.

„Arasmanes,“ sagte er, „ich stehe im Begriff, das einzige Geheimniß Dir mitzutheilen, welches, nachdem ich achtzig Jahre den Mysterien des Wissens gewidmet, ich für würdig halte, auf mein Kind zu vererben. Du weißt, daß ich viele Länder gesehen und alle Wechsel des Lebens in seinem Unglück und seinen Freuden erfahren habe. So wisse denn, daß die Erde nichts darbietet, welches das Streben darnach belohnen oder dem menschlichen Verlangen genügen könnte. Wenn Du den Widerschein der Sterne im Wasser beobachtest, so erblickst Du ein Bild des trügerischen Glanzes der Hoffnung; das Licht funkelt in der Welle, doch kann es weder erwärmen, wenn es auch leuchtet, noch vermag es, auch nur für einen Augenblick, des Stromes Fortgang zu hemmen, welcher dem Abgrunde zueilt, in den er sich stürzen und verlieren wird. Nur in meinen alten Tagen befestigte diese Ueberzeugung sich in meinem Gemüth, und in dieser Zeit entdeckte ich auch in einem jener heiligen Bücher, denen damals meine Forschungen gewidmet waren, das Geheimniß, welches ich jetzt Dir anvertrauen will. So erfahre denn, mein Sohn, daß in der entferntesten Gegend Asiens ein Garten sich

befindet, welchen Gott den ersten Menschen zu ihrem Aufenthalte anwies. In diesem Garten geht die Sonne niemals unter, und es herrscht in demselben ein ewiger Frühling. Dort plagt weder Ruhmsucht, noch andere Leidenschaften, weder täuschende Hoffnungen, noch deren Frucht, die Reue. Dort kennt man weder die Gebrechen des Alters, noch die Leiden und Qualen der Krankheiten; jeder schädliche Einfluß ist verbannt aus der Luft; ewige Jugend und die Heiterkeit eines ungestörten Glückes sind die Vorrechte aller dort athmenden Wesen. Unsere ersten Aeltern wurden, einer unbekannten Sünde wegen, aus dieser herrlichen Gegend verbannt, und ihre Kinder verbreiteten sich über die Erde. Der Eingang zu diesem Garten wird jetzt durch Geister bewacht, und Wolken und Finsterniß verbergen ihn den Augen gewöhnlicher Menschen. Den Tugendhaften und Kühnen jedoch wurde der Anblick Gottes nicht versagt; sie vermögen die Dunkelheit zu durchdringen, die strengen Hüter zu besänftigen und einzugehen in die Pforten des Paradieses. Dahin also, mein Sohn — da Du so früh Dich zu überzeugen Gelegenheit hast, daß in dem übrigen Theile der Erde nur Sorgen und Plagen zu finden

sind — dahin richte Deinen Weg! — Wie glücklich würde ich in meinen männlichen Jahren mich gefühlt haben, als meine Kräfte meinem Willen noch unterwürfig waren, wenn damals dieses heilige Geheimniß mir bekannt geworden, und ich selbst das Paradies aufzusuchen vermocht hätte. Benutze Du jetzt mein Wissen, und in der Hoffnung Deines Glückes werde ich zufrieden sterben." — Der fromme Sohn drückte die Hand seines Vaters und versprach, seinen letzten Anweisungen zu folgen.

„Doch wie werde ich," sagte er, „die Richtung finden, in welcher jener Garten des Glückes liegt? wer wird mein Führer dorthin sein? Können Schiffe, erbaut durch sterbliche Hände, an seiner Küste landen, oder können wir dem Kameeltreiber sagen: Du näherst Dich dem Ziel?"

Der Sterbende zeigte nach Osten.

„Im Osten," sagte er, „geht die Sonne auf, ein Bild des Fortschrittes menschlicher Weisheit: von Osten kommt unser Wissen. Suche diese Richtung zu verfolgen, und Du wirst das Eden zuletzt erreichen, welches Deine Mühe belohnt."

Und Chosphor starb und wurde begraben bei seinen Vätern.

Nach einer kurzen Trauer nahm Arasmanes Abschied von seinen Freunden, und suchte, indem er sich gegen Morgen wendete, den Eingang zum Paradiese auf. Mehre Wochen lang reiste er allein, und die Sterne waren seine einzigen Führer.

Je weiter er vordrang, desto mehr waren die Menschen von dem Dasein des Paradieses unterrichtet. Von seiner früheſten Jugend gewohnt, mit weisen Männern umzugehn, suchte er sie in allen Orten auf, durch die ihn sein Weg führte. Ihre Aussagen vermehrten seinen Eifer; denn sie Alle kannten jene uralte Sage von einer schönen Gegend im fernsten Osten, aus welcher das jetzt lebende Menschengeschlecht verbannt sei. Theilte er jedoch Jemand sein verwegenes Vorhaben mit, so hatte er die Demüthigung, blos dem Lächeln des Spottes oder dem ungläubigen Staunen der Verwunderung zu begegnen; einige hielten ihn für einen Verrückten, andere wieder für einen Betrüger, so daß zuletzt er seine eigentlichen Absichten vorsichtig verbarg, und sich begnügte, sein Wissen zu vermehren und die Mittheilungen Anderer anzuhören.

Zweites Capitel.

Endlich verließ der Wanderer einen großen Wald, durch den seit mehreren Tagen sein ermüdender Weg ihn geführt hatte, und schön über alle Beschreibung war die Landschaft, welche seinen Blicken sich darbot. Eine Ebene, bedeckt von der üppigsten Vegetation, lag vor ihm; durch die Bäume, welche hie und dort über dem smaragdenen Boden sich erhoben, ließen Alleen, überwölbt von Blumengewinden, deren Farbenpracht aus dem dunkeln Laub erglänzte, und deren süße Düfte die Luft balsamisch erfüllten. Ein Fluß, klar wie Krystall floß über Goldsand, und wo der Rasen am grünsten war, erhoben sich kühlende Springbrunnen, die ihren zerstäubenden Strahl in die Luft sandten. Voll von Entzücken und Begeisterung, blieb der Wanderer stehen; ein Gefühl wollüstiger Wonne, welches er früher nie empfunden hatte, durchbebte ihn. „Sieh," sagte er, „schon ist mein Ziel erreicht, und Eden, das Land des Glücks und der Jugend, liegt vor mir!" —

Als er so sprach, erwiderte eine sanfte Stimme:

„Ja, glücklicher Fremdling; Dein Ziel ist erreicht; dieses ist das Land des Glücks und der Jugend!" —

Er schaute sich um, und ein Mädchen von blendender Schönheit stand ihm zur Seite.

„Genieße der Gegenwart," sagte sie, „dann wirst Du der Zukunft trotz bieten! Noch ehe die Welt erschaffen war, brütete die Liebe schon über dem dunkeln Chaos, bis unter dem Schatten ihrer Flügel das Leben des werdenden Geschlechtes sich bildete. Liebe nur ist der wahre Gott, und wer ihm dient, wird eingeweiht in die Geheimnisse eines Glaubens, der noch älter ist, als die Sterne. Sieh! Du betrittst jetzt die Schwelle des Tempels; Du bist eingetreten in das Land des Glückes und der Jugend!" —

Bezaubert durch diese Worte, überließ sich Arasmanes ganz dem süßen Rausche, in den sie seine Sinne wiegten. Er duldete, daß die Nymphe ihn weiter in den Garten führte, und von allen Seiten erschienen jetzt Wesen in dem Hain, einige von besonderer, manche von der schönsten Bildung. Der Satyr und der Faun kamen hervor, wie der jugendliche Bacchus,

gemischt mit den mannigfach gestalteten Gottheiten Indiens und Aegyptens; doch am zahlreichsten waren die Nymphenchöre, welche die Gebilde der Schönheit, wie sie nur sonst den Träumen der Künstler sich darbieten, in der Wirklichkeit erscheinen ließen; und wohin er auch blickte, überall schien aus dem dichten Laub ein lächelndes Antlitz ihn zu begrüßen und aus dem frohen, doch sanften Blick Lust und Wonne über Alles zu verbreiten. Er fragte, wie dieses Wesen, welches die Macht zu haben schien, überall sich zu vervielfältigen, genannt werde? — Und sein Name war Eros.

Eine Zeitlang, deren Dauer ihm jedoch nicht bewußt war — da in jenem Lande kein Zeitmaß gilt — war Arasmanes vollkommen überzeugt, daß er Eden selbst erreicht habe. Er fühlte seine Jugend inniger und lebhafter; Alles war ihm neu — selbst in der Gestalt der Blätter und dem Flüstern der balsamischen Lüfte fand er Gegenstände des Staunens und der Bewunderung.

Das Mädchen liebend, welches zuerst ihn angeredet hatte, war er bereit, jeden ihrer kleinsten Wünsche (und ihrer Launen waren nicht wenige) zu befriedigen. Er drang bis in die

entferntesten Gegenden des Gartens, welcher ihm jetzt unbegränzt erschien. Niemals hatte er Langeweile, diese schien ihm sogar ganz unmöglich, und fortwährend wiederholte sich der Gedanke: „ich bin ein Bewohner des Landes des Glücks und der Jugend.“

Eines Tages, als er mit seiner Geliebten sich unterhielt und in ihr Antlitz blickte, bemerkte er mit Erstaunen, daß, seit er zum letzten Mal sie angesehen, eine Runzel auf der weißen Fläche ihrer Stirn sich gebildet hatte; und indem er kaum dem Zeugniß seiner Augen traute, erschienen schnell immer mehr Runzeln, und die Rosenglut der Wangen begann zu welken und zu erbleichen. — Er verbarg, so gut er konnte, seine Verwunderung und sein Mißvergnügen über dieses seltsame Ereigniß, und da er nicht länger wagte, in ein Antlitz zu blicken, welches früher die Quelle seines Entzückens gewesen, suchte er Entschuldigungen, um sich von ihr zu trennen, und wanderte, verwirrt und mit seinem eigenen Selbst zerfallen, in den Wald. Die Faunen und Dryaden und die jugendliche Gestalt des Bacchus begegneten ihm zwar wieder, und auch des Eros lächelnde Züge erschienen ihm von Zeit zu Zeit, aber der Zauber, der

sie mit dem Glanze des Wundervollen überstrahlte, war in seiner Brust erstorben. Ja, es schien ihm sogar, als trage der Gott des Weins eine gewisse Gemeinheit in seinen Zügen, und er gähnte fast hörbar den Eros an.

So oft er seiner Lieblings-Nymphe wieder begegnete, merkte er jedesmal mit Verdruß, daß die Runzeln sich vermehrt hatten; die Jugend schien ihr mit schnellen Schritten zu entfliehen; und statt eines jungen Mädchens, war es nun eine alte Kokette, in die er sich so leidenschaftlich verliebt hatte.

Eines Tages konnte er sich nicht überwinden, wenn auch mit einiger Verlegenheit, ihr zu sagen:

„Wohnst Du schon viele Jahre in diesem schönen Garten, liebes Kind?“ —

„O gewiß, schon sehr lange,“ erwiderte sie lächelnd.

„Dann bist Du also nicht mehr sehr jung?“ fuhr Arasmanes, unhöflich genug, fort.

„Was?“ schrie die Nymphe, indem sie die Farbe wechselte, „zeigt Dir mein Anblick das herannahende Alter? Ist schon eine Runzel auf meiner Stirne erschienen? Du schweigst. O, grausames Schicksal, willst Du selbst diesen

Geliebten mir rauben?" und die arme Nymphe brach in Thränen aus.

„Liebes Kind," sagte Arasmanes, „allerdings beginnst Du, älter zu werden; aber meine Freundschaft wird ewig sein."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Nymphe einen langen, traurigen Blick auf ihn heftete, und dann mit einem lauten Schrei sich entfernte. Dicke Finsterniß bedeckte, wie ein Schleier, die Ebene; der Jugendreiz des Lebens mit seiner Begleiterin, der Poesie, war dem Wanderer für immer entflohen.

Ein tiefer Schlaf überfiel ihn; er erwachte verstört und ohne sich erquickt zu fühlen. Vor ihm lag eine bergigte Gegend; die grünen Thäler wurden durch Ströme bewässert, welche von den Höhen rauschten. Von dem Garten, den er für Eden gehalten hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Er befand sich wieder auf der wirklichen Erde.

Drittes Capitel.

Mehrere Tage verfolgte nun der junge Abenteurer, unzufrieden und sich unglücklich fühlend, seinen Weg, immer der Richtung gegen Osten folgend, und versuchte, die süßen Täuschungen der Vergangenheit zu übertäuben, indem er die Hoffnung nährte, das wirkliche Eden jetzt bald zu finden.

Der Abend war heiter und mild; der Abendstern erschien am Horizont dieser ungeheuren Flächen — welche noch frei von den Wohnungen und dem Anbau der Menschen waren; ein schmaler Fluß drang aus einer Felsenspalte und durchfloß die Ebene, bis er sich in dem Dunkel eines Palmenwaldes verlor. An der Quelle dieses Flusses saßen ein alter Mann und ein junges Mädchen. Ochtor, der Greis, unterrichtete seine Tochter Azraaph in den ersten Lehren der Weisheit, und aufmerksam hörte das Mädchen zu, und mild beschien der Abendstern den stillen Ernst in ihren schönen Zügen.

Auch der Fremde, hinabsteigend von den Hügeln, welche die große Ebene begränzten,

kam, ermattet durch seine lange Reise, zu der Quelle, um seinen brennenden Durst zu löschen.

Zuerst bemerkte er noch nicht den Greis und seine Tochter, denn der Schatten des Felsens verbarg sie seinem Anblick. Ochtor, der zu jenen ersten Einsiedlern gehörte, welche in der Einsamkeit die Weisheit suchen, hatte, überdrüßig des wilden Treibens in der Welt, längst in eine Höhle, unweit der Quelle jenes Flusses, sich zurückgezogen. Der nähere Umgang mit der Natur machte ihn glücklich, die Betrachtungen über die Geheimnisse der Zukunft beschäftigten ihn mehr, als das Andenken an eine unruhige Vergangenheit. Gewohnt, die seltenen Wanderer, die von Zeit zu Zeit von den Bergen kamen, um die Städte des Morgenlandes zu besuchen, gastfreundlich aufzunehmen, und ihnen Speise und Lager anzubieten, brach er zuerst das Stillschweigen.

Arasmanes nahm dankbar die Anerbietungen des Einsiedlers an, und wurde Ochtor's Gast. In dem Felsen befanden sich mehrere Höhlen, theils durch die Natur, theils durch Jäger von den Bergen gebildet, und in eine derselben führte der Greis den Wanderer, nachdem dieser das einfache Mahl genossen hatte. —

Der Boden der Höhle war mit trockenem Moose belegt, der Schlaf des Arasmanes war erquickend und mit manchem entzückenden Traume durchwebt.

Als er am nächsten Morgen aufstand, fand er den Greis und seine Tochter wieder an der Quelle des Flusses, welche die aufgehende Sonne beschien, und wo sie gewohnt waren, am Morgen und am Abend die Gottheit anzubeten.

„Du wirst uns doch so bald nicht verlassen," sagte der Einsiedler; „denn wer von den Bergen kommt, muß eine beschwerliche Reise gemacht haben, und bedarf der Ruhe."

Arasmanes erwiederte, indem er einen Blick auf die schöne Azraaph warf: „Wenn ich nicht fürchtete, Deine heiligen Betrachtungen zu stören, so würde diese stille, freundliche Gegend, und vor Allem Dein Umgang den Wunsch in mir erregen, noch manchen Tag bei Dir zu bleiben."

„Sieh, wie dem stillen Baume die wandernden Vögel Leben und Lust bringen," sagte der Weise, „und so erfreulich wird auch dem Einsamen die Gesellschaft von seines Gleichen." — Und Arasmanes blieb bei Ochtor, dem Greise.

Viertes Capitel.

„Also dies sind Deine Schicksale," sagte Ochtor, „und immer noch glaubst Du an die trügerischen Träume Deines Vaters über das vorgebliche Eden? Ohne Zweifel gab es einst für unsere glücklicheren Voraltern eine solche Gegend; denn wie sollte sonst die Sage davon zu uns gelangt sein? Aber Finsterniß verbirgt jetzt das Paradies, und Engel bewachen seinen Eingang. Vergeude nicht Deine Kräfte in einem Streben ohne Ziel, suche nicht vergeblich, was Du nimmer finden kannst. Gieb nicht die Freuden der Erde auf, indem Du denen Edens nachjagst. Bleibe bei uns, mein Sohn, in unserer Einsamkeit. Hier ist das wahre Paradies, von dem Dein Vater sprach; denn hier kennen wir weder Leidenschaft, noch Sorge. Vor den Demüthigungen und Enttäuschungen der Erde ist der Einsame sicher. Sieh, meine Tochter hat Gunst gefunden vor Deinen Augen — sie liebt Dich — sie ist schön und sanften Gemüthes. Bleibe bei uns, mein Sohn, und vergesse, was Dein Vater, überdrüßig einer Welt,

die er zu verlassen nicht den Muth hatte, von der falschen Weisheit der Unzufriedenheit Dir mitgetheilt hat."

„Du hast Recht, ehrwürdiger Ochtor," rief Arasmanes mit Entzücken, „gieb mir nur Deine Tochter, und ich will kein anderes Eden suchen, als diese Ebenen."

Fünftes Capitel.

Schon sechsmal hatte die Sonne ihren Lauf erneuert, und immer noch wohnte Arasmanes in Ochtor's Höhle. In dem schönen Antlitz der Azraaph entdeckte er keine Runzeln — ihre unschuldige Liebe blieb ihm stets neu; die majestätische Ruhe der Natur erfüllte auch sein Gemüth mit einer heiligen Stille, und die Lehren Ochtor's zeigten ihm den Weg zum wahren Glücke. Er fand in denselben Beruhigung der Leidenschaften und Erhebung des Geistes zugleich. Mitunter jedoch, und seit Kurzem mehr als jemals, fühlte er wieder einen heftigen Drang nach dem so lange vergeblich gesuchten

Eden. Es plagte ihn die Einförmigkeit, diese unabwendbare Folge der Ruhe.

Gegen das Ende des sechsten Jahres, als sie eines Morgens vor ihrer Höhle standen, und ihre Heerden ruhig um sie weideten, erschienen plötzlich auf den westlichen Hügeln viele Männer. Sie waren schon durch diese bemerkt worden, bevor sie Zeit gehabt, zu berathen, ob sie sich verbergen sollten; es war aber keine Ursache zur Besorgniß vorhanden, denn die Fremden wünschten bloß Speise und Lager.

Der Vornehmste dieser Gesellschaft war ein alter, ehrwürdiger Mann, gekleidet in die reichsten Stoffe des Morgenlandes. Leicht umfloß ihn das purpurne Gewand, und leuchtend glänzten die Edelsteine an seinem Gürtel und an seinem Schwert. Als er sich Ochtor näherte, um ihn anzureden, malte sich immer mehr in den Zügen eines jeden der beiden Greise Zweifel, Verwunderung, Wiedererkennung und Freude. „Mein Bruder!" ertönte es zugleich von Beider Lippen, und der alte Anführer drückte Ochtor an seine Brust und weinte laut.

Den ganzen Tag blieben die Brüder zusammen, und am Abend trennten sie sich mit

Thränen. Zamielides, der Sohn des alten Anführers, kniete vor Ochtor, und dieser segnete ihn.

Als nun Alle wieder fort waren, und die alte Einsamkeit und Stille zurückkehrte, hing Ochtor allein seinen Gedanken nach, und Azraaph sagte zu ihrem Gatten: „Meines Vaters Gemüth scheint unruhig und voll Sorge; geh, mein Geliebter, ich bitte Dich, und tröste ihn; der Thau liegt schwer auf dem Grase, und mein Vater ist schon alt." Ochtor stand an dem Ufer des Flusses; die wilden Zebra's kamen, um ihren Durst zu löschen; in einiger Entfernung hörte man die Flußpferde wiehern, und die Gegenwart der Thiere machte dem alten Manne seine Einsamkeit noch fühlbarer.

„Weshalb bist Du betrübt, mein Vater?" — sagte Arasmanes.

„Habe ich mich nicht von meinen Verwandten trennen müssen?"

„Aber Du hofftest früher niemals, sie wieder zu sehen, und bleiben Dir nicht Deine Kinder?"

Ochtor erwiederte: „Höre mich, Arasmanes. Wisse, daß Zamiel, mein Bruder, und ich, beide lebhaft und feurig, in unserer Jugend nach der Herrschaft trachteten, und Jeder glaubte

die zu dem Befehlen nöthigen Eigenschaften zu besitzen; aber mein Arm war stärker im Kampf, und mein Geist gewandter im Rath. Wir strebten und waren thätig, und unser Name wurde berühmt in unserem Stamm; aber auch der Neid ruhte nicht. Unsere Heerden wurden eine Beute der Feinde, und wir selbst sanken bis zu der Erniedrigung unserer Sclaven. Ich verließ die Menschen, und vergaß in dieser weiten Einsamkeit, wo ich Ruhe und Zufriedenheit fand, den Ehrgeiz. Mein Bruder jedoch gab seine Hoffnungen nicht auf, geduldig ertrug er sein Schicksal, bessere Zeiten erwartend. Und seine Ausdauer wurde belohnt! Die Stunde der Rache kam — er versammelte im Geheimen seine früheren Anhänger — überfiel unsere Feinde im Dunkel der Nacht, und am nächsten Morgen wurde er zum Anführer des Stammes erwählt. Jetzt reiset er mit seinem Sohne zu dem König der „Stadt des Reichthums," dessen Tochter Zamielides heirathen wird. Hätte ich nicht meinem Stamme entsagt und mich hieher geflüchtet, so wäre dieses ruhmvolle Loos das meinige, und meine Tochter eine Königin geworden. Wundert es Dich jetzt noch, daß ich unruhig und sorgenvoll bin?"

Und Arasmanes überzeugte sich, daß der Einsiedler die Welt nur verachtet habe, weil er den Muth verloren hatte, in ihr zu leben. Ochtor aber blieb unzufrieden und traurig bis zu seinem Tode; und nach drei Monaten begrub ihn Arasmanes an der Quelle des rauschenden Flusses.

Sechstes Capitel.

Die Geständnisse Ochtor's und sein Tod machten einen lebhaften Eindruck auf Arasmanes. Er erwachte wie aus einem langen Schlaf. Die Einsamkeit hatte ihren Zauber verloren; und er fühlte, daß schon die Unthätigkeit mit der Reue verwandt ist. „Wenn," dachte er, „ein so weises und tiefsinniges Gemüth, als das Ochtor's, für die Erinnerungen des Ehrgeizes so empfänglich ist — wenn am Rande des Todes selbst, er der Einsamkeit fluchte, in die er sich so lange vergraben, und bei den ersten Nachrichten, die ihm aus der Welt wieder wurden, fühlte, daß er, was des Lebens Glückswechsel

ihm bieten konnten, vernachlässigt habe, um wie viel mehr muß ich in der Fülle meiner männlichen Kraft solchen Gefühlen zugänglich sein, während ich noch nicht einmal das eine große Ziel erreicht habe, welches ich meinem Vater zu verfolgen versprach? Nicht länger darf ich meine Zeit vergeuden in dieser menschenleeren Einöde; fort muß ich, meine Lenden gürten, und mit Azraaph, meinem Weibe, jenes Eden suchen, in welches wir zusammen eintreten wollen!"

Dieser Gedanke reifte bald zum Entschluß, und um so schneller, da nach dem Tode Ochtor's Arasmanes keinen Gefährten und Theilnehmer seiner höheren Betrachtungen mehr hatte.

Azraaph war schön und freundlich, aber sobald er von den Sternen an zu reden fing, gähnte sie ihn an. Sie war zufrieden mit der Einsamkeit, weil sie von der Welt weiter nichts kannte; und die Heerden, der Fluß und jeder Baum waren ihr Gesellschaft; aber ihre Zufriedenheit war, wie Arasmanes zu entdecken anfing, die der Unwissenheit, und nicht die der Weisheit.

Azraaph weinte bitterlich, als sie die Höhle verließ, doch bald versöhnte sie, je weiter sie

kamen, die Neuheit dessen, was sie sah, mit dem Wechsel, und ihre Sehnsucht nach dem Fluß und dem Felsen verschwand. Mehrere Wochen lang reisten sie gegen Osten, und begegneten keinem lebenden Wesen, außer einigen Schlangen und einem Trupp wilder Pferde. Endlich langten sie eines Abends in den Vorstädten einer prächtigen Stadt an. Als sie sich dem Thore näherten, verblendete sie fast dessen Glanz, denn es war aus gediegenem Golde, auf welches die vielen Naphtalampen, die es beleuchteten, einen herrlichen Schein warfen.

Sie fragten, als sie durch das Thor gingen, nach dem Namen der Stadt, und hörten mit einigem Erstaunen und noch mehr Freude, daß es „die Stadt des Reichthums" sei.

„Hier," sagte Azraaph, „werden wir gewiß gut aufgenommen, denn der Sohn des Bruders meines Vaters ist Gemahl der Tochter des Königs."

„Und hier," dachte Arasmanes, „werden gewiß viele Weise sein, bei denen ich über die wahre Lage Edens mich unterrichten kann."

Sie waren, als sie durch die Straßen gingen, erstaunt über das Gedränge, Geräusch und die Bewegung in einer so späten Stunde. Mit

der Einfalt von Personen, welche so lange in der Einöde gelebt hatten, fragten sie sogleich nach dem Palaste des Königs.

Der erste, den Arasmanes fragte, war ein junger Herr, prächtig gekleidet, der mit großer Sorgfalt einher schritt, um seines Rockes Saum nicht zu beschmutzen. Der junge Herr blickte ihn stolz und verwundert an, und ging weiter. Der nächste, den er fragte, war ein roher Bauer, der ein Bund Holz auf den Schultern trug. Dieser lachte ihm ins Gesicht, und Arasmanes, empört darüber, schlug ihn zu Boden. Es kam so eben ein Richter vorbei, und Arasmanes that an ihn dieselbe Frage.

„Der Palast des Königs?“ sagte der Richter, „und was wollt Ihr in des Königs Palaste?“ —

„Die Tochter des Königs ist vermählt mit dem Vetter meiner Frau.“

„Deiner Frauen Vetter! Du mußt verrückt sein; doch halt! Deine Kleider sind zerrissen und abgetragen. Ich glaube (und hier schoß der Richter einen schrecklichen Blick auf ihn), Du besitzest weder Silber noch Gold.“

„Du hast Recht,“ erwiederte Arasmanes, „ich habe keines von beiden.“

„Ho, ho!“ sagte darauf der Richter höhnisch; „er bekennt seine Schuld; er gesteht, daß er weder Silber noch Gold besitzt. Hier, ihr Soldaten, ergreift diesen Mann und diese Frau. Fort mit ihnen ins Gefängniß, daß wir morgen das Todesurtheil über sie fällen. Wir wollen dann bestimmen, ob sie durch Hunger oder am Galgen sterben sollen. Die Bösewichter haben wirklich weder Silber, noch Gold; und was noch schlimmer ist, sie gestehn es sogar!“ —

„Ist es möglich?“ rief die Menge; und ein Schauder des Abscheu's ergriff jeden Anwesenden. „Fort mit ihnen ins Gefängniß! Lange lebe der Richter Kaly, dessen Auge immer wacht, und der uns befreit von den Armen!“

Der Richter setzte seinen Weg fort, Thränen tugendhaften Entzückens vergießend über den Ruf, den er sich erworben hatte.

Arasmanes und Azraaph wurden in das Gefängniß geschleppt, wo Jener seinen Gedanken über die sonderbaren Begriffe nachhing, welche die Bewohner der Stadt des Reichthums über Tugend und Laster zu haben schienen. Am nächsten Morgen wurden sie durch lautes Geschrei unter den Fenstern ihres Gefängnisses

beunruhigt. Es war ein fürchterlicher Lärm, doch schien es nur ein Ausbruch der Freude zu sein. In der That war an jenem Morgen die Prinzessin, welche Azraaph's Vetter geheirathet hatte, von ihrem ersten Kinde glücklich entbunden worden, und groß war der Jubel und das Entzücken darüber in der Stadt. Nun herrschte aber der Gebrauch dort, daß, wenn ein Mitglied der königlichen Familie die Bevölkerung zu vermehren geruhte, der Vater des Neugebornen alle Gefängnisse besuchte und die Gefangenen befreite. Welches Glück für Arasmanes und für Azraaph, daß die Prinzessin entbunden wurde, bevor sie gehangen waren!

Unter Zymbeln- und Paukenklang, mit wehenden Fahnen und von seiner Leibwache begleitet, kam der junge Vater auch zu dem Gefängniß, in welches unser unglückliches Paar gebracht worden war.

„Habt Ihr schwere Verbrecher in Eurem Gefängniß?" fragte der Prinz den ersten Aufseher; denn er bemühte sich damals um die Gunst des Volkes.

„Bloß einen Mann, Ew. Hoheit, der seit der vorigen Nacht hier ist, und der mit kaltem Blute und ohne Zwang oder Tortur freiwillig

gestanden hat, er besitze weder Silber noch Gold. Es wäre Schade, wenn solch' ein Bösewicht nicht bestraft würde!" —

„Ihr habt Recht," sagte der Prinz, „und welche Unverschämtheit, das Verbrechen zu bekennen! Einen so seltsamen Mann muß ich doch sehen."

Indem er dieses sagte, stieg der Prinz ab, und folgte dem Aufseher in die Zelle, welche Arasmanes und sein Weib verschloß. Sie erkannten sogleich ihren Verwandten; denn in jenen alten Zeiten hatten Unglückliche ein außerordentlich gutes Gedächtniß, wenn es darauf ankam, mächtige Verwandte wieder zu erkennen. Azraaph wollte dem Prinzen um den Hals fallen, welches die Wache verhinderte, und Arasmanes fing an, für den Besuch seinen Dank zu stottern.

„Diese Menschen sind verrückt," rief schnell der Prinz. „Befreit sie, aber erst will ich mich entfernen." Mit diesen Worten lief er so schnell die Treppen hinunter, daß er fast gestürzt wäre; darauf bestieg er sein Pferd, und verfolgte seinen Weg in die andern Gefängnisse, begleitet von dem Freudengeschrei des Volkes.

Arasmanes und Azraaph wurden nun frei

gelassen; sie hatten großen Hunger, und gingen in den ersten Bäckerladen, den sie sahen, und baten um Gastfreundschaft.

„Gewiß,“ sagte der Bäcker; „doch zuerst das Geld!“ —

Arasmanes, durch Erfahrung vorsichtiger geworden, hütete sich wohl, zu gestehen, daß er kein Geld habe, sondern sagte, er habe es zu Hause vergessen. „Jetzt gieb mir nur das Brod,“ fuhr er fort, „und morgen will ich bezahlen.“

„Sehr wohl,“ erwiederte der Bäcker, „aber das Schwert, welches Du trägst, hat einen kostbaren Griff; lasse mir es hier, bis Du mit dem Gelde zurückkehrst.“

Arasmanes nahm das Brod, und ließ ihm das Schwert.

Als sie gesättigt waren, beschlossen sie, eine so gefährliche Stadt so schnell als möglich zu verlassen; doch als sie eben in eine enge Straße einbogen, wurden sie plötzlich durch sechs Soldaten ergriffen, und die Augen ihnen schnell verbunden. Man schleppte sie fort; sie wußten nicht, wohin. Endlich stiegen sie eine Treppe hinauf; bald wurden ihnen die Binden von den Augen genommen, und sie befanden sich

in einem prächtigen Zimmer, allein mit ihrem Vetter, dem Prinzen.

Er umarmte sie zärtlich. „Vergebt mir,“ sagte er, „wenn ich Euch vergessen zu haben schien; aber mein Ruf in dieser Stadt wäre gänzlich verloren gewesen, wenn ich Verwandte anerkannt hätte, die selbst gestanden, daß sie weder Gold noch Silber besäßen. Bei dem Barte meines Großvaters, wie konntet Ihr so unvorsichtig sein? Wißt Ihr nicht, daß Ihr in einem Lande seid, in welchem das Volk nur eine Gottheit anbetet, den Gott der kostbaren Metalle? — Wer keine kostbaren Metalle besitzt, ist lasterhaft; wer es bekennt, ein Gotteslaugner. Keine Macht hätte Euch vom Tode durch Hunger oder am Galgen gerettet, wenn die Prinzessin, meine Gemahlin, nicht glücklicherweise heute Morgen entbunden worden wäre.“

„Welches seltsame barbarische Land?“ — sprach Arasmanes.

„Barbarisch!“ wiederholte der Prinz. „Dieses ist das civilisirteste Volk in der ganzen Welt — ja die ganze Welt giebt dieses sogar zu. — In keinem Staate ist das Volk so reich, und folglich so glücklich. Für Diejenigen, welche kein Gold haben, ist es allerdings ein schlechter

Aufenthalt, für die Reichen aber ist es das Land der Seligkeit selbst. Ja, es ist das wahre Eden!" —

„Eden! wie, also auch Ihr habt von Eden gehört?" —

„Gewiß! Und hier ist es — das Land der Freiheit — des Glückes — des Goldes!" rief der Prinz mit Entzücken; „bleibe bei uns, und überzeuge Dich!" —

„Allerdings," dachte Arasmanes, „liegt dieses Land im fernen Osten: es hat mich zuerst ungastlich aufgenommen; vielleicht aber war die Gefahr, der ich entronnen bin, bloß ein Sinnbild und Gleichniß des Engels mit dem Schwert, von dem die Sage erzählt."

„Aber," sagte er laut, „ich habe kein Gold und Silber."

„Laß Dich das nicht kümmern," erwiederte Zamielides; „ich habe genug für Euch. Noch heute will ich Euch damit versorgen."

„Aber wird das Volk mich nicht als den armen Fremdling wiedererkennen?"

Der Prinz lachte einige Minuten lang so heftig, daß sie fürchteten, er werde den Lachkrampf bekommen.

„Was für ein Sonderling bist Du, Aras-

manes?" sagte er, nachdem er wieder sprechen konnte. „Weißt Du nicht, daß die Bewohner dieser Stadt niemals dessen sich erinnern, was Jemand früher war, sobald er nur reich wird? — Erscheine morgen im Purpur, und Keinem wird es einfallen, daß er Dich gestern in Lumpen gesehen hat." —

Siebentes Capitel.

Zamielides führte seine Verwandten in sein eigenes Gemach, und dort fanden sie prächtige Anzüge, welche er für sie bestimmt hatte. Er machte ihnen außerdem einen eigenen Palast und große Lagerhäuser, mit Waaren angefüllt, zum Geschenk. „Sieh," sagte er, indem er Arasmanes auf die Spitze eines hohen Thurmes führte, von dem man das Meer überblickte, „betrachte jene Schiffe, die den geräumigen Hafen mit einem Walde von Masten erfüllen: die sechs Fahrzeuge mit den grünen Flaggen sind Dein. Ich werde Dich in die

Geheimnisse des Handels entweihen, und bald wirst Du so reich sein, als ich."

„Und was ist der Handel?" fragte Arasmanes.

„Es ist der Gottesdienst, den das Volk dieses Landes seinem Gotte darbringt," erwiederte der Prinz.

Achtes Capitel.

Arasmanes war allgemein beliebt; — einen so klugen, vortrefflichen, liebenswürdigen Mann hatte man in der „Stadt des Reichthums" noch nie gesehen; und seine Gattin Azraaph wurde für die erste Schönheit erklärt.

Berauscht durch die Huldigungen, welche ihnen dargebracht wurden, und verblendet durch den Glanz, in dem sie lebten, entfloh ihnen die Zeit in süßem Taumel.

„Du hast Recht, o Zamielides!" sagte Arasmanes, als seine Schiffe mit Schätzen beladen zurückkehrten, „die Stadt des Reichthums ist das wahre Eden."

Neuntes Capitel.

Arasmanes war nun bereits drei Jahre in der Stadt. In seiner Person war eine auffallende Veränderung erfolgt; die Farbe der Gesundheit war von seinen Wangen entwichen; seine Stirn war mit den Furchen der Sorge bedeckt — sein Gang schleppend, seine Lippen zusammengekniffen. Er glaubte zwar nicht länger, daß er das wahre Eden gefunden habe, aber doch hätte er die Stadt des Reichthums schwerlich für Eden selbst verlassen. Bloß mit dem Streben beschäftigt, seinen Besitz fortwährend zu vermehren, quälte ihn auch unaufhörlich die Furcht des Verlustes. Er zitterte bei jeder dunkleren Wolke, die am Himmel erschien; er wurde bleich bei jedem rauheren Winde, der die See unruhig machte. Er lebte in einem glänzenden Elend; und die Zerstreuungen, die es darbot, waren, ihres beständigen Einerlei wegen, ermüdend. Mit seiner einst so angebeteten Azraaph kam er nur wenig zusammen. Ihre Beschäftigungen trennten sie von ihm. In einem so civilisirten Lande konnten sie nicht immer zusammen

sein. Wenn er von seinen Schiffen sprach, so langweilte er sie zu Tode; wenn sie dagegen von den Festen erzählte, deren Zierde sie gewesen, so konnte dies eben so wenig seine Theilnahme erregen.

Zehntes Capitel.

Der Hof war in Trauer, weil Zamielides an einem Fieber darniederlag. Die geschicktesten Aerzte behandelten ihn, aber vergeblich; er starb. Arasmanes trauerte aufrichtiger um ihn, als irgend Jemand; denn nicht allein hatte er große Ursache, ihm dankbar zu sein, sondern er wußte auch, daß, wenn seinen Schiffen ein Unfall zustieße, er keinen Freund mehr besitze, der seinen Verlust zu ersetzen geneigt wäre. Dies machte ihn besorgter als jemals über seine Lage. Ein Jahr nach diesem Ereigniß wurde der König der Stadt des Reichthums zu einem Kriege veranlaßt, welcher fünf Jahre dauerte. Von beiden Seiten wurden zwei Millionen Menschen getödtet. Im zweiten Jahre dieses Krieges be-

fand sich Arasmanes auf einem glänzenden Feste bei Hofe. Ein Bote kam athemlos und zitternd an. Eine große Seeschlacht war gefochten worden, und 10,000 Mann von des Königs Unterthanen waren geblieben.

„Aber wer gewann die Schlacht?" fragte der König.

„Eure Majestät."

Die Luft wurde mit Freudengeschrei erfüllt.

„Am nächsten Tage," fuhr der Herold fort, „ereignete sich bloß ein kleines Unglück. Drei von den zerstreuten Kriegsschiffen des Feindes griffen die Schiffe einiger unserer Kaufleute an, die mit Schätzen beladen aus Ophir zurückkehrten, und verbrannten und versenkten sie aus Rache."

„Waren meine Schiffe unter denselben?" fragte Arasmanes mit aller Furcht der Erwartung.

„Von Deinen Schiffen spreche ich," erwiederte der Bote.

Aber Niemand dachte an Arasmanes, oder an die 10,000 Mann, die geblieben waren. Die Stadt war voll Freude und Jubel, daß Seine Majestät gesiegt hatten.

„Ach, ich bin ein verlorner Mann!" sagte

Arasmanes, als er mit Asche auf dem Haupt, trauernd in seinem Hause saß.

„Und wir können keine Feste mehr geben,“ seufzte seine Frau.

„Und Jeder wird uns verachten,“ fuhr Arasmanes fort.

„Und wir müssen unsern Palast verlassen,“ schluchzte die zärtliche Azraaph.

„Aber noch besitze ich ein Schiff,“ rief Arasmanes, indem er aufsprang. „Es ist jetzt im Hafen. Ich selbst will es nach Ophir führen. Entweder will ich mein Vermögen retten, oder in diesem Bestreben untergehn.“

„Und ich will Dich begleiten, mein Herz,“ sagte Azraaph, indem sie ihn umarmte, „denn es ist mir unmöglich, das Mitleid der Weiber zu ertragen, die mir nun den Rang abgewinnen.“

Die See war ruhig, und der Wind günstig, als das unglückliche Paar das Schiff betrat, und während einer ganzen Woche wurde bei Hofe von nichts, als der Thorheit des Arasmanes und der seltenen Treue seiner Frau gesprochen.

Eilftes Capitel.

Nachdem sie einige Wochen auf der See gewesen, erhob sich ein widriger Wind, der sie gänzlich von ihrer Richtung ablenkte. Vergebens strengte der Steuermann alle seine Kräfte an, vergeblich waren alle Bemühungen des Arasmanes; sie wurden gegen Osten getrieben, und zuletzt erklärten selbst die ältesten und erfahrensten Seeleute, daß sie in ein ihnen gänzlich unbekanntes Meer verschlagen worden seien. Als ihr Wasservorrath und ihre Lebensmittel bereits erschöpft waren, entdeckten sie Land, und gegen Abend ankerte das Schiff an einem grünen und angenehmen Ufer. Die Einwohner, halb nackt, und kaum aus dem ersten rohen Naturzustand getreten, liefen hinzu, um ihnen beizustehen: an großen Feuern trockneten die ermatteten Seeleute ihre nassen Kleider, und vergaßen bald in diesem sichern Hafen der Ruhe die Mühseligkeiten, welche sie erduldet hatten. Sie blieben mehrere Tage bei diesen gastfreien Wilden, besserten ihr Schiff wieder aus, und versorgten sich mit Wasser und Lebensmitteln.

Was aber besonders die Aufmerksamkeit des Arasmanes erregte, waren mehrere kostbare Diamanten in einer plump gearbeiteten Krone, welche der Anführer der Wilden auf dem Haupte trug. Durch Zeichen erfuhr er, daß diese Diamanten in einer Insel im fernsten Osten sehr häufig seien; und daß von Zeit zu Zeit die Wogen des Meeres große Felsenstücke an das Ufer spülten, in denen sie sich fänden. Als aber Arasmanes die Absicht andeutete, diese Insel aufzusuchen, bestrebten sich die Wilden, durch Zeichen von Schrecken und Abscheu, die Gefahren darzustellen, mit denen diese Unternehmung verbunden sei, und ihn von derselben abzuhalten. Diese Zeichen machten nur wenig Eindruck auf den Chaldäer, der von Natur kühn, durch seinen Golddurst noch mehr angetrieben wurde. Mit günstigem Winde stets gegen Osten segelnd, erblickten sie am zehnten Tage einen großen Felsen, welcher in solchem Glanz sich über das Meer erhob, daß er die Augen der Seeleute verblendete. Diamanten und Rubinen, Smaragde und Karfunkel strahlten aus dem schwarzen Grunde des Felsen, und versprochen dem Geringsten der Abentheurer einen unermeßlichen Reichthum. Nie war eine

menschliche Freude begeisternder, als die der Mannschaft, da das Schiff sich der Felsenküste näherte. Die See war an dieser Stelle eng eingeschlossen; das gegenseitige Ufer erschien rauh und unfruchtbar, mit vorspringenden Klippen, um welche die Wellen brandend empor spritzten. Doch die Augen des Schiffsvolkes waren bloß auf die „Insel der kostbaren Steine" gerichtet. Sie waren schon mitten in der Meerenge, als die Wogen plötzlich unruhig wurden; das Schiff bewegte sich schwankend; etwas Glänzendes erschien über der Oberfläche, und zuletzt sahen sie deutlich die Schuppen und den Schweif einer ungeheuren Schlange.

Ein plötzlicher Schreck bemächtigte sich der ganzen Mannschaft; sie erkannten jetzt die Wahrheit jener, damals allen Schiffern bekannten Sage, daß im fernsten Osten die große Schlange des Meeres lebe, der noch kein Schiff sich jemals ungestraft genaht habe. Sie vergaßen alle Gedanken an den Diamantenfelsen, und fielen auf die Knie, unbewußt Gebete zum Himmel stotternd. Ueber Allen aber erhob sich die hohe Gestalt des Arasmanes; wenig kümmerte ihn die Schlange oder die Sage. Glück, Leben und Ruhm, Alles stand jetzt auf einem

Würfel. „Ermanne Dich,“ sagte er zum Steuermann, „oder wir werden auf das jenseitige Ufer geworfen. Sieh, die Insel unerschöpflichen Reichthums glänzt uns entgegen!“ — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als mit einem fürchterlichen Gezisch die Schlange des Osten ihr Haupt aus dem Wasser erhob. Hoch und finster, wie irgend eine Höhle, in der jemals Afrite wohnte, war der Abgrund ihres Rachens, und die leuchtenden und schrecklichen Augen überstrahlten noch den Glanz des Diamantenfelsens.

„Ich trotze Dir,“ sagte Arasmanes, indem er sein Schwerdt über dem Haupte schwang; als plötzlich das Schiff, wie in einem Strudel, sich drehte; der kühne Chaldäer wurde mit Gewalt vom Verdeck geworfen; er fühlte noch, wie die Wellen über ihm zusammenschlugen, und plötzlich entfloh ihm das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, lag Arasmanes auf dem heißen Sande, dem Ufer der Diamanteninsel gegenüber; Ueberbleibsel des Schiffes und hin und wieder die Leichen seiner Schiffsleute lagen um ihn her. Zu seinen Füßen aber erblickte er, entstellt und geschwollen, die Gestalt seiner schönen Azraaph, bedeckt mit Seegräsern und Muscheln. Und Thränen sammel-

ten sich in den Augen des Chaldäers; seine frühere Liebe für Azraaph kehrte in ihrer ganzen Stärke zurück, und er warf sich neben ihre Leiche, und riß sich die Haare aus; die Bilder der letzten Jahre waren wie Träume aus seinem Gedächtniß verschwunden, und er erinnerte sich bloß noch an die einsame Höhle und an seine angebetete Braut.

Die Zeit verging; Azraaph lag begraben im Sande; Arasmanes verließ das einsame Grab, und, indem er, von der Küste sich entfernend, in das Innere drang, suchte er nochmals menschlichen Wohnungen sich zu nähern. Er wanderte weit unter einer brennenden Sonne, und Nachts umgab er sein Lager mit einem Kreise von Feuern, damit die wilden Thiere und die großen Schlangen ihn nicht angriffen; kärglich und ungesund war die Nahrung, welche nur Beeren und Wurzeln ihm darboten, die hier und da in der öden Wüste sich fanden, und unter diesen Beschwerden und Mühseligkeiten wurde ihm die Stimme seines Herzens wieder hörbar. Er fühlte sich wie für immer von allen Leidenschaften geheilt. Der Geiz war entwichen aus seiner Brust, und es schien ihm, als könnte

kein gemeines irdisches Verlangen dessen Stelle wieder einnehmen.

Eines Tages entdeckte er fern in der Wüste einen glänzenden Trupp Reiter — glänzend erschienen sie in der That, denn sie waren mit Rüstungen von Eisen und Stahl bedeckt, und in schneller Annäherung erschien der Zug wie ein Strahl der leuchtenden Sonne selbst. Arasmanes fühlte seine Brust sich heben, als er durch die weite Ebene die kriegerischen Töne der Trompete erschallen hörte.

Der Anführer der Gesellschaft hielt an, als er verwundert die edle, stolze Gestalt und den kühnen Blick des Chaldäers gewahrte. Er rief seinen Dolmetscher, und zu jener Zeit waren die Sprachen des Osten nur wenig verschieden; so daß er leicht sich mit ihm verständigen konnte. „Wisse," sagte er, „daß wir in der ruhmvollsten Unternehmung begriffen sind, die jemals durch Menschenkinder ausgeführt wurde. Im fernsten Osten liegt ein Land, von dem Dein Vater Dir vielleicht erzählt hat — das Land ewigen Glückes und ewiger Jugend, und sein Name ist Eden." Arasmanes staunte; er konnte kaum seinen Ohren trauen. Der Krieger fuhr fort: „Wir gehören zu dem Stamm, der dem

Osten am Nächsten liegt, und dieses Land ist deshalb ein Erbtheil, auf welches wir die meisten Ansprüche haben. Mehrere junge Leute unter uns haben zu verschiedenen Zeiten es aufsuchen wollen, doch übernatürliche Kräfte haben jedesmal den Versuch vereitelt. Jetzt, da ich den Thron meiner Väter bestiegen habe, will ich, dies ist mein fester Entschluß, mit Gewalt der Waffen in dasselbe eindringen und es erobern. Sieh meine Gesellschaft an! Sahst Du jemals so kräftige Männer, so vollständig zum Angriff und zur Vertheidigung bewaffnet? Kannst Du Dir Männer denken, die eines solchen Sieges würdiger, oder sicherer wären, ihn zu erreichen? Auch Du besitzest, wie Dein Aeußeres zeigt, ungewöhnliche Kräfte — Du verdienst, einer der Unsern zu sein. Komm, schlage ein, und Du sollst bewaffnet und in Stahl gekleidet werden, und zu meiner rechten Seite reiten."

Das Gewieher der Rosse, das Ertönen der Musik, die kräftige Stimme des Anführers, Alles entzündete das Blut des Arasmanes. Er dachte nicht an die Verwegenheit des Versuchs — er dachte bloß an den Ruhm: das Ziel seines ganzen Strebens schien vor ihm zu liegen. Er nahm freudig das Anerbieten des Kriegers an;

der Waffenschmied kleidete ihn in Stahl, die Straußenfeder wehte über seiner Stirn, und er ritt zur Rechten des kriegerischen Königs.

Zwölftes Capitel.

Die Gesellschaft war nicht ohne Führer, denn was Andern die Sage, das zeigte ihnen, die der aufgehenden Sonne so nahe wohnten, die Weisheit; und Manche von ihnen waren bereits an der Grenze von Eden gewesen und hatten die schwarze Wolke erblickt, die es bedeckt, und das Rauschen der unsichtbaren Flügel gehört, die über ihr schweben. Arasmanes erzählte dem Krieger seine Geschichte; sie schworen sich ewige Freundschaft; und die andern Genossen betrachteten den Chaldäer als einen, von der Vorsehung zu ihrer Hülfe abgeschickten Mann. Denn, was sehr seltsam war, kein Einziger schien zu fürchten, daß ihr verwegenes Unternehmen Gott nicht wohlgefällig sein dürfte; sie waren gewohnt, Blutvergießen als eine Tugend zu betrachten: konnte die Eroberung des

Paradieses durch Gewalt ihnen daher wohl als ein Verbrechen erscheinen?

Durch Einöden und Wüsten führte sie ihr Weg; und obgleich ihre Anzahl täglich durch Mangel an Nahrung, durch die brennenden Winde, und andere Beschwerden abnahm, so schien dennoch ihr Muth nicht zu sinken.

Dreizehntes Capitel.

Finsterniß trat wie eine hohe Mauer ihnen entgegen! Vom Himmel bis zur Erde reichte die schwarze Nacht, welche die Grenze des Landes Eden war. Kein Gegenstand leuchtete durch das undurchdringliche Dunkel; kein Banner drohte von diesen gipfellosen Wällen; kein menschlicher Krieger vertheidigte sie; Alles würde in tiefer Ruhe begraben gewesen sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Schall, wie das Brausen eines aufgeregten Meeres sich hätte hören lassen, und sie wußten, daß dieses das Rauschen der Flügel von den bewachenden Engeln sei.

Die Krieger hielten an, stumm und er-

schrocken; ihre Augen kehrten sich ab von der Finsterniß und schauten in das kühne Antlitz ihres Anführers. Er befahl ihnen, die Naphta-Fackeln, welche sie mitgebracht hatten, anzuzünden, ihre Schwerdter zu ziehen, und auf das gegebene Zeichen drangen Roß und Reiter ein in die Mauern der Finsterniß. Für einen Augenblick zwar glimmten die Fackeln noch in der Dunkelheit, doch bald erlöschten sie; durch den schwarzen Nebel griff eine Riesenhand mit einem Flammenschwerdt, und wohin sie sich wendete, tödtete der Nachbar seinen Nächsten — der Vater starb durch seinen Sohn — der Bruder durch den Bruder; Geschrei und Hülferuf und das Getrampel der scheuen Rosse drang durch die Kluft, welche in der Mauer der Finsterniß bloß durch jenes mächtige Schwerdt entstanden war, als es von Glied zu Glied wüthete, und die Dunkelheit seinen Strahlen wich.

Vierzehntes Capitel.

Gegen Abend war Alles vorbei; nur wenige Krieger entgingen dem allgemeinen Schicksal

und lagen entkräftet auf dem Boden vor der Mauer der Finsterniß. Arasmanes war der Letzte in dem Wirrwarr des Kampfes geblieben; und als er, zu Boden geworfen, unter den Sterbenden und Todten lag, schien die Dunkelheit auf einen Augenblick zu weichen, und er that einen weiten Blick in die wunderbare Lieblichkeit Edens. Ueber Thälern, welche das anmuthigste Grün schmückte, glänzte ein purpurnes Sonnenlicht, heiter und unbewölkt, denn es war das Lächeln Gottes. Und überall erblickte man glückliche Wesen, in deren Antlitz die Freuden ungetrübter Glückseligkeit leuchteten. Schon bei dem Anschauen ihrer Wonne drang himmlisches Entzücken in das Gemüth des Chaldäers, ungeachtet der Schrecken und Verwüstungen dieser Stunde. Bittend streckte er seine Arme aus, doch für immer verschwand das schöne Bild seinen Blicken.

Fünfzehntes Capitel.

Der König und alle Haupt-Anführer waren geblieben, und einstimmig wurde Arasmanes zu

ihrem Hauptmann erwählt. Traurig und niedergeschlagen führte er den geringen Ueberrest der Gesellschaft durch die Wüsten nach dem Lande zurück, welches sie so übermüthig verlassen hatten. Dreimal wurden sie auf diesem Rückzuge durch feindliche Stämme angegriffen, aber ihr Muth und die Klugheit des Arasmanes retteten sie aus diesen Gefahren. Als sie in ihrer Geburtsstadt ankamen, hatte sich der Bruder ihres Königs der Regierung bemächtigt. Das Heer, welches ihn haßte, erklärte sich für den Fremden, der ihre Gefährten zurückgeführt hatte. Arasmanes willigte ein; eine große Schlacht wurde gefochten, der Usurpator erschlagen, und Arasmanes, ein neuer Usurpator, bestieg an seiner Stelle den Thron.

Sechszehntes Capitel.

Der Chaldäer wurde hinfällig: die Beschwerden, die er in der Wüste ertragen, verbunden mit den Sorgen, die während seines Aufenthaltes in der Stadt des Reichthums an ihm ge-

nagt hatten, ließen schnell seine Jugendblüthe hinwelken. Er war im Besitz aller Quellen des Vergnügens, zu der Zeit, wenn wir es nicht länger genießen können. Trotz dem bemühte er sich, in seinem Gerichtshofe sich zu zerstreuen, den Jeder unzufrieden verließ, und auf seinen Festen, welche die Höflinge zu wenig glänzend fanden, so wie das Volk dagegen sie für zu verschwenderisch erklärte. Durch Erfahrung klug geworden, behauptete er seine Krone, indem er dem Heere schmeichelte, und von Ueberfluß umgeben, seine Stütze in der bewaffneten Macht suchte.

An den Hof des Arasmanes kam damals ein fremder Wanderer; es war ein kleiner, alter Mann, und wenn auch von gewöhnlichem Aeußeren, doch einer der berühmtesten Weisen des Morgenlandes. Seine Unterhaltung war, obgleich meist melancholisch und ernst, dennoch sehr anziehend für Arasmanes, der sich oft gegen ihn über die Beschwerden der königlichen Würde und über die Langweiligkeit des Lebens überhaupt beklagte. „Ach, wie viel glücklicher," sagte der König, „sind Diejenigen, welche nicht so hoch stehen. Wie viel glücklicher war ich selbst in der Einsamkeit, als ich meine Heerden

hütete und der süßen Stimme meiner Azraaph horchte! Könnte ich doch diese Tage wieder zurück rufen!"

„Ich kann Dir dazu behülflich sein, großer König," sagte der Weise, „blicke in diesen Spiegel, wenn Du wünschest, die Vergangenheit zurückzurufen, und jeder verlangte Zeitabschnitt derselben wird sich Dir im Bilde erneuen."

Siebzehntes Capitel.

Arasmanes war durch den Weisen nicht getäuscht worden. Der Spiegel strahlte ihm alle Scenen seines früheren Lebens zurück: jetzt saß er, ein glücklicher Knabe, zu den Füßen Chosphor's — nun trat er entzückt in das Thal der Nymphe ein, bevor er noch wußte, wie bald ihre Schönheit welken würde — darauf war er an der Quelle des Flusses, und blickte bei dem Strahl der aufgehenden Sonne in das holde Antlitz seiner Azraaph; jede Scene, deren Wiederholung er wünschte, erschien treu und mit lebendigen Farben in dem magischen Spie-

gel. Umgeben durch Pracht und Ueberfluß, suchte er doch seinen einzigen Trost in der Vergangenheit. „Du siehst, daß ich Recht habe," sagte er zu dem Fremden; „ich war in jenen Zeiten weit glücklicher; warum würde ich sonst so gern in der Erinnerung sie erneuern?"

„Weil," sagte der Weise mit einem bittern Lächeln, „Du, o großer König, jene Scenen erblickst, ohne die Gefühle, welche sie damals begleiteten; Du betrachtest die Vergangenheit mit Deinen jetzigen Empfindungen, und Alles, was damals die Gegenwart trübte, wurde durch die Zeit gemildert. Urtheile selbst, ob ich Recht habe."

Er hauchte nun über den Spiegel und bat Arasmanes, nochmals in ihn zu schauen. Dieser sah dieselben Scenen, doch jede Täuschung der Zeit war verschwunden. Er war nochmals ein Knabe, aber voll Unruhe und Ungeduld, geplagt von tausend kleinen Sorgen im Herzen; er war wieder an dem Flusse mit Azraaph, aber im Geheimen ermüdet durch die langweilige Gleichförmigkeit dieses Lebens; er überzeugte sich nun, daß in allen Scenen, die er für die glücklichsten in der Erinnerung hielt, er die Gegenwart nicht genossen habe; immer hatte

die Zukunft nur sein ganzes Gemüth erfüllt und beschäftigt, so wie der Traum des unerreichbaren Landes Eden. „Ach," sagte er, indem er den Spiegel zertrümmerte, „ich war getäuscht, und Du, o Weiser! hast selbst die Genüsse der Erinnerung mir jetzt geraubt!"

Achtzehntes Capitel.

Arasmanes vergaß nie den kurzen Blick, den er auf seiner verwegenen Unternehmung in den Garten von Eden gethan hatte; und da jetzt der Zauber der Rückerinnerung von ihm gewichen war, so erneuerte sich dafür nur desto lebhafter der Wunsch, das uneroberte Land dennoch zu erreichen. Er befragte den Weisen über die Möglichkeit der Befriedigung dieser Sehnsucht.

„Es ist Dir bloß noch ein Versuch gestattet," erwiederte der Weise, „und in diesem kann ich Dir nicht nützlich sein; aber eine Person, die, wenn ich zu meinen Vätern gegan-

gen bin, Dich besuchen wird, kann darin Dich unterstützen."

„Kann diese Person nur nach Deinem Tode erscheinen?" fragte Arasmanes.

„Nur nach meinem Tode," antwortete der Weise.

Diese Kunde verwirrte das Gemüth des Arasmanes. Er fand allerdings nirgends so viel Beruhigung, als in der Gesellschaft seines Freundes — er war sein einziger Trost; aber auch der Gedanke war ihm eine drückende Last, daß er Eden (das Ziel seines ganzen Lebens) nur nach dem Tode dieses Freundes besuchen dürfe. Er fing jetzt an, den Weisen als ein Hinderniß der Erfüllung seiner innigsten Wünsche zu betrachten. Jeden Morgen erkundigte er sich nach seiner Gesundheit; sie schien unzerrüttbar zu sein. Die Wünsche für sein baldiges Ende gingen bald in schwarze Gedanken über; und Arasmanes beschloß zuletzt deren Ausführung. Eines Morgens wurde der Weise todt in seinem Bette gefunden; er war auf Befehl des Königs erdrosselt worden.

Neunzehntes Capitel.

An demselben Tage, als der König in seinem Rathe saß, hörte man außerhalb der Thore einen furchtbaren Lärm; und aus der Menge trat plötzlich ein altes Weib, in weiße Gewänder von einem fremden Schnitt gehüllt, und von abschreckendem und zurückstoßendem Aeußern, hervor, und erschien vor dem Könige. „Sie wollten mich nicht einlassen, weil ich häßlich und alt bin,“ sagte sie mit kreischender und mißtönender Stimme, „aber ich bin schon früher in Königs-Palästen gewesen.“ —

„Was willst Du, Weib?“ fragte Arasmanes, und er fühlte einen kalten Schauder sein Herz durchdringen.

„Ich bin die Person,“ erwiederte sie, „von welcher der Weise sprach, und wünsche Dich allein zu sprechen.“ —

Arasmanes fühlte sich, wie durch eine fremde Gewalt ergriffen, der er nicht zu widerstehen vermochte; er erhob sich von seinem Thron, die Versammlung ging im höchsten Erstaunen aus

einander, und die Alte wurde allein mit dem Könige gelassen.

„Du wünschest, Eden, das Land des Glücks und der Jugend, wieder zu suchen?“ fragte sie mit grinsendem Lächeln.

„Ja,“ antwortete der König, und seine Stimme zitterte.

„Ich will Dich dorthin führen.“

„Und wann?“

„Morgen, wenn Du willst,“ und die Alte lachte laut. Es lag etwas in der Erscheinung, der Stimme und den Geberden dieses Wesens, welches dem Könige so widerlich war, daß er es kaum ertragen konnte. In Begleitung einer solchen Führerin schien Eden selbst ihm nicht mehr wünschenswerth. Ohne eine Antwort zu geben, verließ er schnell den Saal, und befahl den Wachen, die Alte fernerhin nicht mehr vor ihm erscheinen zu lassen.

In der darauf folgenden Nacht war der Schlaf des Arasmanes ungewöhnlich fest, und er erwachte erst spät am andern Morgen. Von diesem Augenblick an schien es ihm, als sei in seinem Gedankengange eine vollkommene Veränderung eingetreten. Er wünschte nicht mehr, Eden aufzusuchen; sei es, daß die Erscheinung

der Alten ihm jetzt einen Widerwillen dagegen eingeflößt; so viel aber war gewiß, er fühlte, daß das Verlangen seines ganzen Lebens ihn plötzlich verlassen habe; und jetzt war sein einziges Streben nur darauf gerichtet, so lange und vollkommen die Freuden zu genießen, die in seinem Bereich lagen, als es ihm möglich wurde.

„Welcher Thor war ich doch,“ sagte er zu sich selbst, „daß ich so viele Jahre mit dem Wunsche verlor, die Erde zu verlassen! Muß ich erst in meinem Alter mich überzeugen, wie viel Angenehmes sie darzubieten vermag?“ —

„Komm, komm, komm!“ — rief eine kreischende Stimme; und der erschrockene Arasmanes erblickte, als er um sich sah, das schreckliche Antlitz der Alten wieder.

„Komm,“ sagte sie, mit dem Fuße stampfend, „ich bin bereit, Dich nach Eden zu führen.“

„Unglückliche!“ erwiederte der König mit zitternden Lippen, „wie hast Du meine Wachen getäuscht? — Aber ich will sie Alle erdrosseln lassen!“ —

„Du hast schon genug erdrosseln lassen,“ kreischte die Alte mit boshaftem Blick. — „Hast Du nicht Deinen besten Freund erdrosselt?“ —

„Wie, willst Du mich verhöhnen?“ rief der König; und mit gezücktem Schwerdt sprang er auf sie zu; der Stahl durchschnitt die Luft; die Alte war dem Hiebe ausgewichen, in demselben Augenblick umfaßte sie durch eine schnelle Wendung den König von hinten und drückte ihre langen hagern Finger in seine Brust; wie Geierkrallen drangen sie durch das Purpurkleid, und Arasmanes schrie laut auf vor Entsetzen und Pein. Schnell erschienen auf dieses Geräusch die Wachen.

„Elende Wichte,“ sagte er, und kalter Schweiß floß von seiner Stirne; „wollt Ihr mich hier ermorden lassen? Schlagt die Höllen-Hexe zu Boden; nur ihr Tod kann Euch das Leben retten!“ —

„Wir sahen sie, o König! nicht eintreten,“ sagte erschrocken der Hauptmann der Wache, „doch jetzt soll sie sterben.“ Die Soldaten griffen alle zugleich die Alte an, welche wie eine verfolgte Tigerin, grimmige Blicke auf sie schoß. „Ihr Thoren,“ sagte sie, „wißt, daß weder steinerne Mauern, noch bewaffnete Männer meiner Gewalt trotzen.“

Sie hörten die Stimme — sie sahen nicht, woher sie kam — die Alte war verschwunden.

Zwanzigstes Capitel.

Die Wunden von den Krallen dieses schrecklichen Gespenstes in der Brust des Königs wollten nicht heilen; sie machten ihm unausstehliche Schmerzen. Vergebens war jeder Verband und eben so zwecklos jede Ermahnung zur Geduld. Was ihn noch mehr aufregte, als die Schmerzen, war die Beleidigung, welche ihm widerfahren war — daß eine so abscheuliche Creatur an der Person eines Königs sich vergriffen hatte — dieser Gedanke war nicht zu ertragen. Sonderbar aber war es, daß, je mehr Qualen der König litt, desto größer seine Sucht nach irdischen Genüssen war; das Leben schien ihm nie so reizend, als jetzt, da es so schwer auf ihm lag. Seine Günstlinge, die gewohnt waren, seiner frühern Schwäche zu schmeicheln, indem sie über die Glückseligkeit Edens und über die Möglichkeit, in dasselbe zu dringen, ihn unterhielten, fanden jetzt, daß selbst die Erwähnung dieses Gegenstandes ihren königlichen Herrn rasend machte. Schon bei dem Wort: Eden, schäumte er vor Wuth — er wünschte, ja er

versuchte sogar, sich einzubilden, daß ein solcher Ort gar in der Welt nicht vorhanden sei.

Einundzwanzigstes Capitel.

Endlich versicherte ein Arzt, der mehr Vertrauen zu seiner Kunst besaß, als die übrigen, den König, daß er die Wunde zu heilen vermöge.

„Wisse, o König,“ sagte er, „daß der Strom Athron in dem Thal Mithra die Eigenschaft hat, alle Krankheiten der Könige zu heilen. Du brauchst bloß Deine goldene Gondel zu besteigen und zwanzig Tagreisen den Strom hinab zu gleiten, indem Du unterwegs Myrrhen und Weihrauch opferst, und Du wirst vollkommen wieder hergestellt sein. Lange lebe der König!“ —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Strom Athron schlich trübe, tief und stille; die Höflinge, Wachen und Aerzte versam-

melten sich an den Ufern, und der König bestieg seine goldene Gondel. Nur der Arzt, welcher ihm den Rath ertheilt, begleitete ihn in dieselbe — „Denn," sagte er, „die Gottheit des Stromes darf nicht entheiligt werden, nur für Könige besitzt er seine Heilkraft." — Und der König lag mitten in dem Fahrzeug, der Arzt aber ließ den Duft des köstlichen Weihrauchs zum Himmel steigen; und die Gondel gleitete sanft den Strom hinab, während die am Ufer versammelte Menge weinte und betete.

„Täuschen mich meine Augen nicht," sagte der König mit schwacher Stimme, „so scheint der Strom wie in einen großen See sich auszudehnen, und die Ufer verschwinden immer mehr von beiden Seiten." —

„So ist es," erwiederte der Arzt — „und siehst Du jene schwarzen Felsen sich über die Fluth erheben?" —

„Ja," entgegnete der König. —

„Dies ist der Eingang zu Eden, dem Ziele Deiner Wünsche." —

„Elender Hund!" rief der König wüthend, „nenne mir dieses gehässige Wort nicht." —

Während er sprach, verwandelte sich plötzlich der angebliche Arzt, und an seiner Stelle er-

blickte der König entsetzt die schreckliche Alte. Die Gondel trieb fort, und die an den Ufern versammelte Menge sah, wie die Alte den König fest umschlang; sein Geschrei erschallte über den Wassern, als die goldene Gondel schnell durch einen finstern Bogen in den Felsen einfuhr. Als sie verschwand, schlossen sich die Felsenwände wieder, aber noch hörte man das furchtbare Gelächter der Hexe, indem sie das eine Wort nur aussprach: Niemals! —

Seit jener Stunde sah man den König nicht wieder. Und dieses ist die wahre Geschichte von Arasmanes, dem Chaldäer.

Ueber Kränklichkeit

und

die Trostgründe dagegen.

Ueber Kränklichkeit

und

die Trostgründe dagegen.

Wir berücksichtigen nicht hinlänglich unseren physischen Zustand als die Ursache vieler unserer moralischen Beziehungen — wir beobachten nicht genug unser äußeres Ich — welche Veränderungen brachten in unserem Geist äußere Ursachen — Zufälle — Krankheiten hervor! — So ist zum Beispiel ein allgemeiner Zustand physischer Schwäche — gewöhnlich Kränklichkeit genannt — einer der interessantesten Gegenstände, über den wir moralische Betrachtungen anstellen können. Diese Untersuchung ist nicht, wie mehrere andere philosophische Betrachtungen — abstract und subtil; — es ist keine abgeschlossene Aufgabe — sie bezieht sich

nicht bloß auf einen Menschen, den Kreis, der ihn umgiebt, nicht berücksichtigend; — sie beschäftigt sich mit uns Allen, — denn Kränklichkeit ist ein Theil des Todes — sie ist deren Anfang. Früher oder später ist sie unser Loos auf kürzere oder längere Dauer. Einige werden allerdings plötzlich hingerafft, und die Krankheit verkündet den schrecklichen Gast nicht zum Voraus; — aber solche Ausnahmen gehören nicht in die allgemeine Regel; — und in unserem künstlichen Dasein — welches vielfach verletzt wird durch die Schädlichkeiten der Gewohnheit — durch die unbekannten Krankheiten unserer Vorfahren — durch die verschiedenen Uebel, welchen alle Menschen, die geistig oder körperlich angestrengt arbeiten, ausgesetzt sind — durch die Sorgen der Armuth — durch die Ueppigkeit des Reichthums — durch das Nagen der Leidenschaften — werden zuletzt irgendwo die Lebens-Bedingungen angegriffen, und die Meisten von uns sind kaum durch die goldenen Thore des Lebens getreten, so drohen ihnen schon die ersten Mahnungen der physischen Vernichtung. — „Jeder Krankheits-Anfall eines lebendigen Wesens ist für uns eine Leichenpredigt, und fordert uns auf, zu schauen,

wie der alte Todtengräber Zeit die Erde aufwirft, und ein Grab gräbt, welches unsere Sünden und unsere Sorgen bedecken wird."

Das Leben selbst ist nur ein langes Sterben, und während jeden Kampfes gegen die Krankheit — „werden wir uns des Grabes und der Feierlichkeiten unseres eigenen Begräbnisses bewußt. Jeder Tag entzieht dem Tode wieder, was die Nacht, da wir in seinem Schooße ruhten, und in seinen Vorzimmern schliefen, ihm gewährt hatte." *)

So wie Cicero sich an die Uebel des Alters zu gewöhnen strebte, indem er dessen Annäherung beobachtete, und dessen Leiden gegen die Vortheile abwog, so werden wir auch einen fortdauernden kränklichen Zustand besser ertragen, wenn wir uns der Trostgründe erinnern, die er uns darbietet. Jeder muß beobachtet haben, daß der Geist während einer langen Krankheit die Fähigkeit erwirbt, in sich selbst die Quelle vielfacher Genüsse zu finden — „tausend Bilder Dessen, was einst war" — so wie jene ruhige Einförmigkeit, die für gewöhnliche Augen so wenig Abwechselung zu haben scheint, zu be-

*) Jeremy Taylor on Holy Dying.

leben. Wir werden nach und nach empfänglicher für alltägliche Eindrücke; — wie Einer, dessen Augen durch einen Feen-Zauber berührt werden, eröffnet sich uns eine neue Welt in Dem, was Andere gar nicht beachten. Täglich machen wir neue Entdeckungen, und freuen uns über unsere Fortschritte. — Ich erinnere mich eines meiner Freunde — eines Mannes von lebendiger Einbildungskraft — der, da er an einer Krankheit litt, welche die vollkommenste Ruhe zur Bedingung machte, — indem er weder lesen, noch schreiben, auch nur selten sich unterhalten durfte — eine unerschöpfliche Quelle der Abwechselung in dem Marmor eines alten Kamins fand, dessen unregelmäßig laufende Adern sich ihm zu seltsamen, mehr oder weniger deutlichen Bildern von Menschen, Thieren, Bäumen u. s. w. bildeten. Er erzählte später, daß er jeden Morgen mit einem neuen Gegenstand vor seinen Augen erwacht sei, und daß seine Einbildungskraft immer gleich in das neue Reich seiner Entdeckungen sich gefunden habe. Dieses Beispiel jener eigenthümlichen Fähigkeit des Geistes, aus dem kleinsten Wirkungskreis, in den er beschränkt wird, sich ein Interesse zu bilden, mag sonderbar erscheinen, ist

aber keineswegs übertrieben. Wie Viele von uns haben Stunden lang mit halb geschlossenen Augen die Flammen des beweglichen Feuers verfolgt — ja, sogar die Blumen auf den Vorhängen des Krankenbettes gezählt, und in dieser Beschäftigung ein Interesse gefunden? — Der Geist hat keine Scholle, an der er klebt; seine Neigungen beschränken sich nicht auf einen Ort — er weiß überall seine Heimath zu finden — er lebt und gedeiht in jedem Gebiet, — sei es auch noch so entfernt von seinem gewohnten Kreise, — wohin der Zufall ihn verschlagen kann. Gott bildete das menschliche Herz schwach, aber elastisch; — es hat die Gabe, selbst Gift in Nahrungsstoff zu verwandeln. Werden wir verbannt aus der freien Luft des Himmels — an das Krankenlager gefesselt — wird uns der freundliche Umgang mit Menschen entzogen — müssen wir kämpfen mit der Gefahr und der Finsterniß — so können wir doch mit unseren eigenen Phantasien uns umgeben, und fühlen selbst unter den bittersten Qualen physischer Leiden, daß wir, Trotz ihrer, frei sind! —

Es war mein Loos, häufigen Krankheitsanfällen ausgesetzt zu sein, wenn auch mein

Körper kräftig ist, und ich große Entbehrungen und Anstrengungen ertragen kann. Der Grund davon ist, daß ich mich meistens in London aufhalte, und erst seit Kurzem habe ich mich an die dumpfe Luft, und den Mangel an Bewegung, die das Leben in großen Städten mit sich bringen, gewöhnen können. Mochte ich in der eingeschlossenen Luft noch so hinfällig geworden sein, sobald ich die todten Mauern verließ, und die grünen Bäume wieder sah, lebte ich von Neuem auf — meine Nerven fühlten sich gestärkt — ich war wohl und munter, — und fragte mich selbst verwundert, wo meine Krankheit geblieben sei! — Diesen körperlichen Zustand hatte ich mir freiwillig und selbst zugezogen, denn nichts band oder bindet mich an Städte; — ich bin unabhängig von den Menschen, hinreichend bemittelt, und habe seit meiner Jugend gelernt, allein zu leben. Weshalb berücksichtigte ich denn nicht meine Gesundheit als das größte aller irdischen Güter? — Aber ist denn die Gesundheit wirklich das größte aller irdischen Güter? — Soll nur der Körper und dessen Wohl uns in Anspruch nehmen? Sind wir geschaffen, um nur für unser Ich zu leben? — Dürfen wir irgend einen irdischen Vor-

theil zu dem Hauptzweck unseres Daseins machen, und —

„propter vitam vivendi perdere causas?“

Ich gestehe, daß ich nicht einsehen kann, wie die Menschen den Hoffnungen eines unsterblichen Wesens sich hingeben — wie sie die alte Wahrheit von der Nichtigkeit des Lebens, von dem Vorzuge geistiger Genüsse in Beziehung auf physische, von dem überwiegenden Einfluß des Geistes und des geistigen Strebens wiederholen, und doch die Gesundheit als unser größtes Gut preisen, die Rücksichten für diesen verfallenden Staub als den wichtigsten aller menschlichen Zwecke darstellen können. Die Gesundheit ist allerdings ein großes Gut, dessen Erhaltung nicht vernachlässigt werden darf; — aber es giebt noch weit heiligere Pflichten — Pflichten, die den Körper nicht beachten dürfen; denn wir sollen nicht allein leben, sondern wir sollen auch würdig leben! Und dieses Gebot ist nicht ohne erhabene Vorbilder. — Wer lieset den großen Dichter, der „von himmlischen Dingen sang,“ und erinnert sich nicht, daß seine Handlungen seinem hochfliegenden Genius entsprachen — daß er „der Sonne keine Hul-

digung bringen konnte;" daß er selbst der Wohlthat des Lichtes völlig entsagte — aber daß die Vertheidigung der heiligen Rechte der Nationen, der edle Kampf für das Wohl der Nachwelt, ihm als eine unvermeidbare Nothwendigkeit erschien — weshalb? weil es eine Pflicht war! — Haben wir nicht auch unsere Pflichten — wenn auch nach einem kleineren Maaßstabe, die eine nicht weniger edle Hingebung und Aufopferung unserer selbst erheischen? — Giebt es nicht Zwecke, die wichtiger sind, als unser körperliches Wohl, und als unsere körperliche Bequemlichkeit? — Ist unser erster großer Beruf der, unserem physischen Gedeihen zu leben? — Nein; Jeder, der schreibt, arbeitet, oder thätig dem Staate dient, bildet sich selbst, wenn er irgend einen Begriff von staatsbürgerlicher Tugend hat, Interessen, die nicht käuflich sind für einen ruhigeren Blutumlauf, oder für einige Jahre, die das Lebensalter gewinnen dürfte. Manche von uns können ihren Mitmenschen weder durch Vermögen, noch durch Macht oder durch Einfluß Opfer darbringen; — aber Jeder von uns, — der Reiche, der Arme, der Hohe und der Geringe — hat über ein Gut zu verfügen — er kann sich

selbst aufopfern! — Aus diesen Gründen geschah es, daß ich in jener Zeit meine Gesundheit weniger berücksichtigte; — ein Gut, welches allerdings nicht gering geschätzt werden darf, das aber durch ein, den menschlichen Wirkungskreisen sich entziehendes, unthätiges, zweckloses Dasein zu theuer erkauft sein würde, und indem ich das Uebel, welches ich (jedoch irrthümlich) für unheilbar hielt, erduldete, gab ich mir Mühe, mit dessen Nothwendigkeit mich zu versöhnen.

Es scheint mir nun nach meinen Erfahrungen, daß, wenn das Nervensystem schwächer wird, die Theilnahme für unsere Mitgeschöpfe zunimmt — jene Ueberfülle der Kraft, die meistens eine unverwüstbare Gesundheit begleitet, ist nicht geeignet, die Schwächen Anderer nachsichtig zu beurtheilen. Wie kann sie mit Dem sympathisiren, was ihr gänzlich unbekannt ist? — Wir finden selten, daß Menschen von großer physischer Kraft und Gesundheit ein sehr feines Gefühl besitzen; ihre Humanität und Freundlichkeit sind großen Theils abhängig von ihrem Wohlbefinden — ihre besten Eigenschaften sind oft nur die Folgen ihrer guten Launen. Die feinere und schwächlichere Körperbildung des

weiblichen Geschlechts macht dessen Herzen empfänglicher für jedes edle Gefühl, und eben so wird in unserem Geschlecht oft das, was die Nerven schwächt, die Innigkeit des Gefühls erhöhen. Und dieses ist auch in der That die Ursache jener größeren Hinneigung zum Mitleiden, zur Barmherzigkeit, zur Freundschaft in unseren späteren Tagen, wie Bolingbroke es so rührend auszusprechen weiß. Das Bewußtsein einer unerschütterten Gesundheit und gereiften Stärke treibt uns fort auf der Bahn jener selbstsüchtigen Genüsse, über die zu gebieten wir einen gewissen Stolz fühlen. Die Leidenschaften unseres Geistes werden oft durch das Maß unserer Kräfte unterstützt, und saugen ihre Nahrung aus denselben Quellen, welche den Schlag des Herzens stärken, und unsere Schritte fest machen auf der Erde. Wenn aber der Körper schwach wird, und den Wettkampf der Stärke aufgeben muß, so kehrt der Geist nach und nach wieder in sich selbst zurück — er giebt den Kampf mit den Leidenschaften auf, der von seinem Interesse verliert — geistige Beschäftigungen sprechen uns mehr an, und indem wir uns nicht länger selbst eine Welt sein können, bildet sich die süße Gewohn-

heit aus, unsere Neigungen Anderen zuzuwenden; die Bande, welche unsere Herzen mit andern verknüpfen, werden uns fühlbarer, und jeder Beweis von der Liebe Anderer läßt uns die Liebe selbst höher schätzen. Es ist daher einer der Trostgründe gegen die Kränklichkeit, daß wir empfänglicher sind für alle weicheren Gefühle, und daß die Anhänglichkeit unserer Freunde uns inniger beglückt. Wenn wir dabei, je mehr der Körper den Genüssen der Außenwelt entsagen lernt, geistigeren Beschäftigungen uns mehr zuwenden, so eröffnen sich uns neue Quellen des Vergnügens. Die Bücher haben dann eine vertraulichere Sprache für uns, und ihr Anblick ist uns so erfreulich, als das Gesicht eines theuern Freundes und Trösters. Vielleicht kennt kein Epikuräer, der den eitlen Vergnügungen der Welt nachjagt, den seligen Zustand, mit dem wir uns in unserem einsamen Studirzimmer mit der Weisheit, der Poesie und der Romantik früherer Jahrhunderte umgeben, und durch die Sybille menschlichen Wissens in das Elysium abgeschiedener Geister eingeführt werden.

Der Schmerz oder die Leiden, welche uns von Zeit zu Zeit an unser irdisches Ich erin-

nern, veranlassen wohl kaum häufigere und beunruhigerende Unterbrechungen, als die Rastlosigkeit und die heftigen Leidenschaften einer kräftigen Gesundheit. Wir begnügen uns mit der Ruhe, — und diese Ruhe beglückt uns mit süßen und erquickenden Träumen.

Noch ein anderer Vortheil begleitet gewöhnlich die Kränklichkeit. — Wir leben weniger für die Welt — wir dehnen den Kreis unserer Bekanntschaften nicht aus in den zerstreuenden Wirbel der gewöhnlichen Gesellschaft — wir sind deshalb weniger störenden Unterbrechungen ausgesetzt, und allen jenen Demüthigungen und Qualen des Geistes, welche Diejenigen ertragen müssen, die lieblosem Geschwätz und geschminktem Prunk sich hingeben. Alle diese eiteln Schaugerichte werden richtig gewürdigt, so bald wir gelernt haben, in unser eigenes Innere zu schauen. Auch fügt sich das Herz, welches ruhiger zu schlagen gewohnt wurde, durch Leiden leichter in die gemäßigte Stimmung, welche die Philosophie erfordert. So kann uns die Kränklichkeit manche Irrthümer und manche Reue ersparen, und uns abhalten, „eiteln Schatten nachzulaufen.“ — Plato zog sich in seine Höhle zurück, um weise zu

werden; die Krankheit mit ihrer Ruhe, Finsterniß und Einsamkeit ist oft eine moralische Höhle für den Geist.

Auch lernt, wer die Hinfälligkeit des Lebens kennen gelernt hat, dessen Werth besser würdigen. Er gewöhnt sich daran, dem Tode mit einem ruhigen Auge entgegen zu sehn, und die Gewohnheit*) begabt ihn mit einer größeren Kraft, als die Stoiker der Halle. Auch ist die durch augenblickliche physische Aufregungen ungetrübte heitre Ruhe jener nie erschütterten Gesundheit unbekannt, welche des ererbten Schatzes, weil sie durch Vergleichungen dessen Werth nicht kennen lernt, sich nicht so sehr bewußt wird. Wie entzückend sind die ersten Schritte zur Wiedergenesung — die erste Wiederkehr der verlorenen Kräfte! — Wenn die weise Einfachheit des Hesiodus die berauschende Freude eines Bräutigams, da er den ersten Umarmungen seiner Geliebten entgegen eilt, schildern will, so kann er sie bloß mit dem Entzücken eines von einer schmerzhaften Krankheit Genesenden, oder den Ketten eines Gefängnisses Entronnenen ver-

---

*) Exilia, tormenta, bella, morbos, naufragia meditare, ut nullo sis malo, Tyro. — Senec. Epist.

gleichen*). Die Befreiung vom Schmerz ist die höchste Wonne. Mit welcher Dankbarkeit begrüßen wir die Genesung — das erste Entknospen des neuen Frühlings, den wir wieder erleben! — Wenn aber auch unsere Krankheit jene gesegnete Wiedergeburt nicht gestattet, so hat sie doch ihre Erleichterungen und weniger qualvollen Augenblicke — Augenblicke, in denen der Geist sich zum Himmel erhebt, wie die Lerche, singend und jubelnd ihre Flügel badend in der reineren Luft. Wir können uns daher eines ruhigen Zustandes, und doch dabei jener Entzückungen erfreuen, welche die Einförmigkeit manches mehr beneideten Lebens weit überwiegen. Ich glaube jedoch, daß die größte Entschädigung, welche die Kränklichkeit des Körpers, wenn wir sie moralisch richtig auffassen, darbietet, darin besteht, daß der Geist, der Betrachtung anheim gegeben, dem Höheren und Unsterblichen sich mehr zuwendet, als dem Sinnlichen und Irdischen. So wie die Astronomie zuerst unter den chaldäischen Schäfern ausgebildet wurde, die auf jenen weiten und ebenern Flächen ihre Aufmerksamkeit ungetheilt den Ge-

---

*) Hes. Scut. Herc. 42.

stirnen zuwenden konnten; — so richten wir auch in den Stunden der Krankheit, in denen irdische Angelegenheiten uns weniger in Anspruch nehmen, unsere Gedanken und Betrachtungen, zu denen uns mehr Zeit vergönnt ist, zu den Sternen, und werden halb unbewußt vertraut mit den himmlischen Dingen.

Indem also, wie ich bemerkt habe, unsere Neigungen für zartere und feinere Eindrücke empfänglich sind, bildet sich auch unser Geist edler, und unsere Wünsche richten sich nach einem höheren Ziel. Wir sehen ein, wie einer unserer erhabensten Moralisten sagt, daß „die Erde ein Hospital, nicht ein Gasthaus ist — eine Wohnung, in der wir nicht leben, sondern in der wir sterben sollen.“ —

Unser Dasein wird zu einer großen Vorbereitung für den Tod, und der innere Mahner spricht fortwährend, aber mit süßer und lockender Stimme zu uns.

Dieses sind die Gedanken, mit denen die Stunden der Krankheit mich lehrten das zu betrachten, was in den Augen der Menge eines der größten Leiden ist! — Es ist vielleicht ein Trost für Diejenigen, welche mehr erduldet haben, als ich, zu fühlen, daß durch das Aufbie-

ten geistiger Kräfte die Hinfälligkeit des Körpers uns gute Zwecke und frohe Hoffnungen darbieten kann, und daß die Finsterniß nur, wenn wir sie nicht untersuchen — uns Gespenster erscheinen läßt, und uns mit Furcht und Schrecken erfüllt.

Das

Schuldgefangenen-Gesetz.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

Das

Schuldgefangenen-Gesetz.

Das unmittelbare Interesse, welches unsere Gesetzgebung mit dem bestehenden Schuldgefangenen-Gesetz und dessen wahrscheinlicher Reform verknüpft, veranlaßt mich, die folgende Geschichte mitzutheilen.

Es lebte einmal zu Hamburg ein Kaufmann, Namens Meyer — es war ein guter, kleiner Mann; mildthätig gegen die Armen, gastfrei gegen seine Freunde, und so reich, daß er allgemein, trotz seines guten Herzens, geachtet wurde. Zu dem Theil seines Eigenthums, der in Anderer Händen sich befand, und den man „Schulden" nennt, gehörte auch die Summe von 500 Pfund Sterling, die er dem Capitain eines englischen Schiffes geliehen hatte. Die

Schuld war schon so alt, daß der würdige Meyer auf eine anderweitige Unterbringung dieses Capitals bedacht zu werden anfing. Er beschloß daher, einen Ausflug nach Portsmouth zu machen, — in welcher Stadt damals der Capitain Jones sich aufhielt, — und sich jene Freiheit zu nehmen, die meiner Ansicht nach in einem freien Lande nie gestattet sein sollte, — nämlich die Freiheit, sein Geld zu verlangen.

Unser würdiger Kaufmann kam an einem schönen Morgen zu Portsmouth an; er war zwar in jener Stadt, aber nicht gänzlich mit der englischen Sprache unbekannt. Er verlor keine Zeit, um den Capitain Jones aufzusuchen.

„Und was" — sagte er zu einem Manne, den er bat, ihn nach dem Hause des Capitains zu führen, — „was ist das da für ein schönes Schiff?" —

„Es ist der Royal Sally," erwiederte Jener — „nach Kalkutta bestimmt — segelt morgen ab; aber hier ist Capitain Jones Wohnung; — er wird Ihnen darüber sagen können, was Sie wissen wollen." —

Der Kaufmann verbeugte sich, und klopfte an die Thüre eines aus rothen Ziegelsteinen gebauten Hauses, — mit grüner Thüre —

einem metallenen Klopfer. — Capitain Gregory Jones war ein schlanker, großer Mann; er trug eine blaue Jacke, hatte hervorstehende Backenknochen, kleine Augen, und sein ganzes Benehmen ließ in ihm einen derben, graden Seemann erkennen.

Capitain Gregory Jones schien etwas verlegen über den Besuch seines Freundes — er bat ihn um eine etwas längere Frist. Der Kaufmann machte ein ernsthaftes Gesicht — drei Jahre waren bereits verflossen. Der Capitain suchte Aufschub zu erlangen — der Kaufmann drängte; — der Capitain wurde empfindlich — der Kaufmann ebenfalls, und fing an, zu drohen. Plötzlich veränderte Capitain Jones sein Benehmen — er bat um Entschuldigung, sagte, er könne das Geld leicht verschaffen, ersuchte den Kaufmann, in sein Gasthaus zurückzugehen, und versprach, im Laufe des Tages zu ihm zu kommen. Herr Meyer ging nach Hause, und bestellte ein gutes Mittagessen. Die Zeit verging — sein Freund kam nicht. Meyer wurde ungeduldig. Er hatte eben seinen Hut aufgesetzt, und wollte ausgehn, als der Kellner die Thüre öffnete und zwei Herren anmeldete.

„Ah, da kommt das Geld,“ — dachte Herr

Meyer. Die Herren traten ein, — der größte von ihnen zog ein Papier hervor, welches Meyer für eine Quittung hielt. — „Ah, gut — ich werde gleich unterzeichnen!“ —

„Das ist nicht nöthig, mein Herr. — Sie werden die Güte haben, uns zu begleiten. Dieses ist ein Schuldbefehl, mein Herr; — mein Haus ist sehr gut eingerichtet — die vornehmsten Personen wohnen bei mir — auch ist es billig, — nur eine Guinee täglich — unter Weinen haben Sie die Wahl.“ —

„Ich — verstehe nicht“ — sagte der Kaufmann, seltsam lächelnd — „es gefällt mir hier sehr gut, mein Herr — ich danke Ihnen.“ —

„Kommen Sie — kommen Sie“ — sagte der andere Herr, der jetzt zum erstenmale sprach, — „keine Umstände, mein Herr — Sie sind unser Gefangener — dieses ist eine Bürgschaft für die Summe von 10,000 Pfund Sterling, welche Sie dem Capitain Gregory Jones schuldig sind.“ —

Der Kaufmann gerieth außer sich — aber es verhielt sich so. — Capitain Gregory Jones, der Herrn Meyer 500 Pfund schuldig war, hatte Herrn Meyer wegen 10,000 Pfund verhaften lassen; denn, wie Jedermann weiß, so

kann uns Jeder verhaften lassen, der gewissenlos genug ist, zu schwören, daß wir ihm Geld schuldig sind. — Wo sollte Herr Meyer in einer fremden Stadt einen Bürgen finden? — Herr Meyer mußte mit in das Gefängniß.

„Das ist eine eigene Art, Jemand sein Geld zu bezahlen!“ — sagte Herr Meyer.

Um sich die Zeit zu vertreiben, machte unser Kaufmann, der sehr gesellig war, Bekanntschaft mit einigen seiner Mitgefangenen: — „Weshalb sind Sie im Gefängniß?“ — fragte er einen großen Mann, der ein sehr anständiges Aeußere hatte — „wegen welches Verbrechens?“ —

„Ich, Herr, wegen eines Verbrechens?“ — erwiederte der Gefangene — „ich wollte nach Liverpool reisen, um bei der Wahl meine Stimme zu geben, als ein Freund des Candidaten der Gegenpartei mich plötzlich wegen einer angeblichen Schuld von 3000 Pfund verhaften ließ. Die Wahl wird vorüber seyn, bevor ich einen Bürgen gestellt habe.“

„O, was erzählen Sie mir da? — Sie wurden verhaftet, weil Sie Ihren Beruf als Wähler ehrlich erfüllen wollten? — Ist das Gerechtigkeit?“ —

„Gerechtigkeit? — nein“ — rief Jener — „es ist das Schuldgesetz.“ —

„Und weshalb sind Sie im Gefängniß?“ — fragte der Kaufmann mitleidig ein mageres leichen-ähnliches Geschöpf, das ab und zu ein Schnupftuch an bereits ganz roth geweinte Augen brachte.

„Ein Rechts-Anwald versprach einem meiner Freunde, einen Wechsel zu discontiren, wenn er einige Unterschriften erhalten könne. — Ich indossirte. — Der Wechsel wurde fällig, am nächsten Tage ließ der Anwald Alle, die unterzeichnet hatten, verhaften; es waren unserer acht; das Gesetz spricht ihm von Jedem zwei Guineen zu; — das sind 16 Guineen für den Anwald, mein Herr — aber ach! — meine Familie wird verhungern, bevor ich wieder frei bin. — O, Herr! es giebt eine gewisse Classe von Menschen, welche man discontirende Anwalde nennt, und die davon leben, daß sie uns arme Leute in die Falle locken und verhaften lassen!“ —

„Mein Gott! — aber ist das Gerechtigkeit?“

„Ach, nein, mein Herr — es ist das Schuld-Gesetz.“ —

„Aber,“ sagte der Kaufmann, indem er sich jetzt an einen Advokaten wendete, den der Teu-

fel verlassen hatte, und der nun mit seinen Schlachtopfern dasselbe Schicksal theilte — „man sagte mir, in England halte man einen Mann so lange für unschuldig, bis seine Schuld bewiesen sei; — aber ich bin jetzt hier, weil ein verwünschter Seemann, der mir 500 Pfund schuldig ist, geschworen hat, ich wäre ihm 10,000 Pfund schuldig; — ich bin bloß auf den Eid dieses Schurken, hier im Gefängniß. Heißt das Jemand so lange für unschuldig halten, bis seine Schuld bewiesen ist?"

„Mein Herr," — sagte der Advokat — „Sie denken an Criminalfälle; aber wenn ein Mann so unglücklich ist, Schulden zu machen, so ist das etwas ganz Anderes — wir sind strenger gegen die Armuth, als gegen das Verbrechen!"

„Aber, mein Gott! — ist das Gerechtigkeit?"

„Gerechtigkeit! — ei was! — es ist das Schuldgesetz —" sagte der Advokat.

Der Kaufmann wurde freigelassen; Niemand bewies, daß er etwas schuldig sei. — Er wendete sich an die Behörde, trug seine Sache vor, verlangte Gerechtigkeit gegen den Capitain Jones.

„Capitain Jones?" — sagte der Beamte,

eine Prise nehmend. — „Sie meinen den Capitain Gregory Jones?“

„Ja — allerdings!“

„Er ist gestern nach Kalkutta abgesegelt. Er befehligt den Royal Sally. — Er hat offenbar diese Schuld gegen Sie beschworen, um vor Ihrer Forderung Ruhe zu haben, und Ihnen den Mund zu stopfen, bis Sie ihm nichts mehr anhaben konnten. Es ist ein schlauer Bursche, der Gregory Jones!“

„Aber, den Teufel, Herr! — giebt es denn keine Hülfe dagegen?“

„Hülfe? — o ja — eine Klage wegen Meineid.“

„Aber was hilft mir das? — Sie sagen, er ist fort, — und so weit — nach Kalkutta.“

„Da wird freilich Ihre Klage nicht viel helfen.“

„Und kann ich nicht zu meinem Gelde kommen?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Und ich bin statt seiner verhaftet worden?“

„Ja wohl.“

„Mein Herr — ist das aber Gerechtigkeit?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr Meyer — aber es ist das Schuld-Gesetz“ — erwiederte der Beamte, und entließ den Kaufmann.

Die Uebersättigung.

Die Uebersättigung.

Die Moralisten haben Unrecht, wenn sie die Uebersättigung ohne Ausnahme tadeln, und den Uebersättigten Vorwürfe machen. Es giebt eine Art von Uebersättigung, die der Weisheit förderlich ist. Wenn das Vergnügen Ekel erregt, so beginnt die Philosophie. Ich zweifle, ob Jemand sich eine vollständige Weltkenntniß erwerben kann, wenn nicht die Reize und Lokkungen des Lebens ihm bekannt geworden sind. Nicht der Zuschauer des Lebens, sondern der selbst Handelnde erwirbt sich Erfahrung. Nicht in Folge der Beobachtung der Schicksale Anderer, sondern durch die Erinnerung seiner eigenen veranlaßt, sagte der Weiseste der Sterblichen: — „Alles ist eitel.“ — Eine wahre und praktische Philosophie, nicht die der Bücher

bloß, sondern die der Menschen, wird durch die Leidenschaften eben so wohl, als durch den Verstand erworben. An den Tempel der Wissenschaft gränzt sowohl der Garten, als auch die Wüste — und aus den Rosenblättern, die in unserer Hand verwelkten, wird ein heilender Balsam bereitet.

Ein gewisses Gefühl der Uebersättigung, der Eitelkeit menschlicher Genüsse, des labor ineptiarum, der Nichtigkeit des gewöhnlichen Treibens, bildet oft die beste Vorbereitung zu jener nüchternen, aber erhabenen Ansicht der Zwecke des Lebens, welche die Philosophie i st. So wie Viele das Krankenlager gesegnet haben, auf dem sie Muße hatten, ihr früheres Dasein zu überblicken, und eine verbesserte Karte für ihre fernere Reise zu entwerfen — so giebt es auch eine gewisse Krankheit des Geistes, in der die Erschöpfung selbst wohlthätig wirkt, und aus den Leiden und der Langenweile bildet sich die Saat für unsere moralische Wiedergeburt. Vieles, was in der Moral weniger einseitig ist, vieles Zarte und Tiefe in der Poesie kam aus einem übersättigten Geiste. Die Enttäuschungen eines warmen und begeisterten Herzens sind sehr belehrend. So wie die ersten Bekehrten

des Christenthums unter den Unglücklichen und Irrenden waren — so sind vielleicht diejenigen Menschen, welche am meisten die Irrwege der menschlichen Natur kennen gelernt haben, auch für ein geistiges Streben mehr vorbereitet. Gegen den einen Faust, der den bösen Feind zum Gefährten wählte, finden sich Tausende, die mit Engeln Umgang haben.

Je civilisirter, je verfeinerter die Zeit ist, in der wir leben, desto leichter können wir übersättigt werden —

„Den Ueberdruß an Allem,
Was wir fühlen, hören, sehn.“ —

Das gewöhnliche Treiben, jene Beschäftigung mit dem Nichtigen, jene bequeme Unthätigkeit, die Aller Loos ist, welche, von vornehmer Geburt und reich, keinen anderen Beruf haben, als nach ihren Neigungen zu leben, bewirken dieselbe königliche Unzufriedenheit, welche einst das Attribut eines Königs war. In einem freien und reichen Lande sind alle Reichen und Unabhängigen wie Könige. Wir haben dieselbe glänzende Einförmigkeit, dasselbe sich stets wiederholende Prunkschauspiel, über welche an den Höfen so häufig geklagt wird. Die ganze Gesellschaft ist jetzt zu einem Hofe

geworden, und wir bringen unser Leben so zu, wie Frau von Maintenon, indem wir Diejenigen uns zu unterhalten bemühen, welche nicht unterhalten werden können, oder indem wir wie Ludwig XIV. uns durch Die wollen unterhalten lassen, die uns nicht unterhalten können. Uebersättigung ist daher der gewöhnliche und allgemeine Fluch des unbeschäftigten Theils eines hoch-civilisirten Landes. Auch entsprechen sich die Ungleichheiten des Lebens oft in ihren Erscheinungen. Werden die an dem einen Extrem von dem Vergnügen ausgeschlossen, so sind die an dem andern desselben unfähig. Die Nebel lagern sich dumpf und dick an dem Fuße des Berges, aber die Luft in der Höhe wird zuletzt zu fein zum Einathmen.

Die Armen leiden nicht weniger an Uebersättigung, als die Reichen — an der Uebersättigung der Arbeit und an der Ueberzeugung von deren Hoffnungslosigkeit. — „Denken Sie sich" — so schrieb einst ein Handwerker an mich — „einen Mann, der es fühlt, daß er für etwas Besseres geboren wurde, als zu arbeiten und zu sterben, den der Fluch einer unauslöschlichen Sehnsucht nach Kenntnissen begleitet, während er verurtheilt ist, sein Leben

von Jahr zu Jahr in Sklavenarbeit zuzubringen, um der Nothwendigkeit dieser Sklavenarbeit sich zu entheben, und Zeit für die Vervollkommnung seines Geistes und Herzens zu gewinnen — denken Sie sich einen solchen Mann, mit diesem Drange und Streben, dessen Anstrengungen aber alle vergeblich sind, indem er sich überzeugt, daß das Aeußerste, was er thun kann, ist, für den Tag zu sorgen, und so von einem Tage zum andern sich durchzukämpfen. Mit welchem Erfolg kann er die Nacht für seine geistige Ausbildung benutzen? Kaum giebt er sich einen Augenblick den Wundern der Kenntnisse hin, die zum erstenmale sich ihm darbieten, als die Stimme seiner Kinder ihn stört, und ihn erinnert an die irdischen Sorgen, — an die unbezahlte Rechnung — an die auf das Arbeitslohn am Samstag fälligen Forderungen. O, mein Herr, Niemand kann sich vorstellen, wie groß in solchen Augenblicken unser Lebensüberdruß ist, wie niedergedrückt und matt wir uns fühlen; — die Unterhaltung sowohl, als die Wissenschaft werden uns dann widerwärtig — wir sinken zu Boden unter der Last, die uns auferlegt wurde — wir sind der Sonne so überdrüßig, wie der größte Müßig-

gänger im Lande — wir theilen sein Vorrecht der Uebersättigung, und sehnen uns nach der Ruhe in dem grünen Bett, in welchem unsere Vorfahren schlafen, und wo wir für immer befreit sind von jenen unaufhörlich drängenden Sorgen." —

Diesen Brief hatte ein Dichter geschrieben — wir wollen wünschen, daß nicht viele seines Standes mit ihm zu einem Loos verurtheilt sein mögen, welches so wenig ihrem geistigen Streben zusagt. Je mehr aber die Wissenschaften ihre Kreise erweitern, desto mehr wird auch die Anzahl ihrer Jünger zunehmen, und wenn unser soziellles System immer dasselbe bleibt, so zweifle ich, ob die Sehnsucht nach dem Wissen, welche zugleich die Sehnsucht nach Ruhe und Muße ist, für Jene ein Heil sein wird, die fortwährend zu arbeiten verurtheilt sind.

Die Uebersättigung der Reichen findet jedoch ihre Heilmittel in Dem, was gerade der Fluch der Armuth ist. Ihre Uebersättigung entsteht durch Müßiggang, und sie wird geheilt durch Thätigkeit. Bei ihnen ist die Uebersättigung gewöhnlich die Folge einer lebhaften Einbildungskraft und eines trägen Geistes. Sie beschäftigen sich mit Kleinigkeiten, an denen ihre Gefühle zuletzt

kein Interesse mehr zu nehmen vermögen. Nicht die Frivolen leiden an Uebersättigung, sondern eine bessere Classe von Geistern, deren Loos es ist, keine andere als frivole Beschäftigungen zu haben. Die Verfasser der französischen Memoiren, die so vieles Talent in einer Welt von Armseeligkeiten vergeuden, bieten das traurigste Bild der Uebersättigung dar, und entwickeln uns die düstersten Lehren der Apathie, die oft ihre Folge wird. Die Blumen des Herzens verwelken. Madame d'Epinay hat dieses kurz und schön ausgedrückt: „Le coeur se blase, les ressorts se brisent, et l'on finit, je crois, par n'être plus sensible à rien.“ —

O, wie schrecklich ist jene Verzweiflung des Gemüths, jene Erschöpfung aller Gefühle, jene hoffnungslose Gleichgültigkeit gegen Alles. —

„Von dieser Hölle Qualen weiß
„Nur, wer sie kennet.“ —

Den ganzen langen Tag keinen Gegenstand zu finden, der interessiren, kein Vergnügen, das Unterhaltung gewähren kann, mit einem stets nach Aufregungen sich sehnenden Herzen, um die tödtliche Langeweile und innere Leere zu beschwichtigen — ein Feind der Zeit zu werden —

alle Sekunden ihres Ganges zu zählen — ihr Gefangener zu sein — nur vom Tode Befreiung hoffen zu dürfen — zu einer Maschine sich erniedrigt zu fühlen, ohne eigenen Willen und ohne innere Kraft, die jeden Tag aufgezogen wird — Wesen eines Traums, in dem wir unwillkührlich handeln — unsern bessern Theil gebunden und eingezwängt fühlend und unsere Thätigkeit einer Macht zu widmen genöthigt, die uns zu Diensten mißbraucht, welche weder Zweck noch Erfolg haben — müßig und doch keiner Ruhe genießend; — möge doch kein glücklicheres Wesen jemals einen solchen Zustand beneiden! —

Gewöhnlich überfällt uns diese Uebersättigung, wenn plötzlich in den Leidenschaften eine Pause eingetreten ist. Der Sturmwind hat sich gelegt, und das Blatt, welches er empor wirbelte, ruht jetzt im Staube. Es ist das verfehlte Ziel getäuschter Liebe oder erfolglosen Ehrgeizes. Wer stellte jemals die Liebe dar, wenn sie die Unwürdigkeit ihres Gegenstandes entdeckt, und sich traurig in sich selbst zurückzieht, und malte nicht zugleich den darauf folgenden Lebensüberdruß, die Leere und Langeweile, welche uns plötzlich in allen Verhältnissen des Daseins

entgegen tritt? — So auch mit dem Ehrgeiz — die Abdankung eines Staatsmannes vor seiner Zeit ist vielleicht die am wenigsten beneidenswerthe Ruhe, welche seine Feinde ihm gewähren könnten. — „Damiens Bette von Stahl ist ein Prachtlager gegen ein Bett mit verwelkten Lorbeeren; — die traurige Einsamkeit der Selbstverbannung Swifts — das Gespenst des Olivares — Napoleon, der mit seinem Gefängnißwärter wegen der Form von Theetassen Streitigkeiten hat — welche demüthigende Parodien des Werths irdischer Ehre sind dieses nicht? Welcher schreckliche Abgrund trennt hier die Vergangenheit von der Zukunft. Die gezwungene Ruhe bei einer ewigen inneren Aufregung, ist eine Einsamkeit, die selbst der böse Feind nicht suchen würde.

Glücklich aber sind Diejenigen, welche der Fluch der Uebersättigung schon frühe trifft, bevor das Herz seine Hülfsquellen erschöpft hat, so lange wir noch Kraft haben, der Lethargie zu widerstehen, ehe sie zur Gewohnheit wird, und so lange wir sie bloß auf die Kleinigkeiten des Lebens zu beschränken, und von höheren Zwecken abzuleiten vermögen; so lange nur die weniger edlen Genüsse uns überdrüssig werden,

und wir ernsteren Beschäftigungen uns noch zuwenden können; — denn die Unzufriedenheit der Einbildungskraft ist oft ein Sporn für den Geist. Die Uebersättigung ist die Erbschaft des Herzens, nicht die der Vernunft; und wenn die Vernunft auf die geeignete Weise aufgeboten wird, so weiß sie den Zauber selbst zu lösen, und den Schläfer zu erwecken; denn nur Derjenige, welcher die innere Ueberzeugung nährt, daß er unabweisbare Pflichten zu erfüllen hat — daß der Mittelpunkt seines Daseins in der Welt, und nicht in ihm selbst liegt — vermag den Egoismus des Lebensüberdrusses zu überwinden. — Sobald Alles, was auf ihn selbst sich bezieht, ihm abgestanden und ohne Interesse erscheint, so kann er neue und unerschöpfliche Quellen der Thätigkeit in den Verhältnissen auffinden, in denen er zu Andern steht. Die Pflicht bietet uns Genüsse dar, welche keine Uebersättigung zulassen. Wenn die Uebersättigung auf diese Weise erkannt und beseitigt worden ist, so entwickelt sich jene Philosophie, deren ich im Anfang dieser Betrachtungen erwähnte. Denn die Weisheit ist der wahre Phönix; sie erhebt sich jederzeit nur aus der Asche eines früheren geistigen Daseins. Wenn wir

die Genüsse dieses Lebens richtig würdigen lernten, so gewährt uns auch vielleicht jene nie hienieden zu befriedigende Sehnsucht einen neuen Beweis unserer wahren Bestimmung jenseits der Grenzen des Irdischen. Dieses ist ein Trost, den Weise und Dichter oft den Schmerzen unserer Enttäuschungen entnommen haben, indem sie nachwiesen, daß unsere nie zu stillenden Wünsche für etwas auf der Erde Unerreichbares prophetische Stimmen und zugleich Bürgen sind für einen höheren, über dieses Dasein hinaus reichenden Beruf — so daß das Leben selbst nur eine Anweisung auf die Ewigkeit ist. — Wie Vögel, die in einem Käficht geboren wurden, durch den angebornen Instinkt ihrer Natur in das Freie sich sehnen — so erstirbt auch in uns die innere Stimme nicht; — es giebt Augenblicke, in denen unbestimmte und unaussprechliche Ahnungen eines edleren Geburtsrechtes uns ergreifen — und der Geist fühlt das Bewußtsein, daß die Flügel, mit denen er gegen die Wände seines Gefängnisses flattert, durch den Schöpfer — der jedem Wesen seine Bestimmung gab — für einen höheren Flug in das Reich himmlischer Freuden berechtigt und berufen sind.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen gesandt:

Jakob Ehrlich,

vom

Captain Marryat.

Ein Seitenstück zu Peter Simpel vom nämlichen Verfasser.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. geheftet. Preis 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Der geistreich=unterhaltende Verfasser des Peter Simpel, eines Buches, welches in London während ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig machte, und das auch in Deutschland allgemeine und sehr lobende Anerkennung findet, hat die Lesewelt so eben mit dem vorliegenden Romane erfreuet. — Ueberzeugt, daß jeder, der den Peter gelesen hat, auch den Jakob lesen will, begnügen wir uns mit der Versicherung, daß Jakob Ehrlich die Erwartungen seiner Leser nicht täuschen wird.

Belgien
und
West-Deutschland
im Jahre 1833.

Von

Mstrs. Trollope,

Verfasserin der „Häuslichen Sitten der Amerikaner.“

Aus dem Englischen übersetzt

von

O. von Czarnowski.

2 Bände. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat durch ihr erstes Werk über die Verein.-Staaten sich einen so allgemeinen Beifall als scharfsichtige Beobachterin und als gewandte und witzige Erzählerin erworben, daß diese Schilderung unseres eigenen Vaterlandes aus derselben Feder das gespannteste Interesse erwecken muß. Die Belgischen und Deutschen Zustände sind mit Lebendigkeit und Laune in diesem Buche aufgefaßt, das, wenn nicht überall belehrt, doch immer angenehm unterhält.

Der Gelehrte.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Louis Lax.

Erster Theil.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton, / Braunfels, Ludwig, / Lax, Louis,

E. L. Bulwer's sämtliche Werke

Bd.: 15

Aachen ; Leipzig 1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.15(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11714837-6